Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Band: 98 (1920)

Artikel: Theodor Meyer-Merian : ein Basler Literatur- und Kulturbild aus dem 19. Jahrhundert

Autor: Jenny, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006958

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Theodor Meyer-Merian

Ein Basler Literatur- und Kulturbild aus dem 19. Jahrhundert.

Von Ernst Jenny.

98. Neujahrsblatt

herausgegeben

von der

Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

1920.

Basel.

In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn.

Inhalts-Anzeige der früheren Neujahrsblätter.

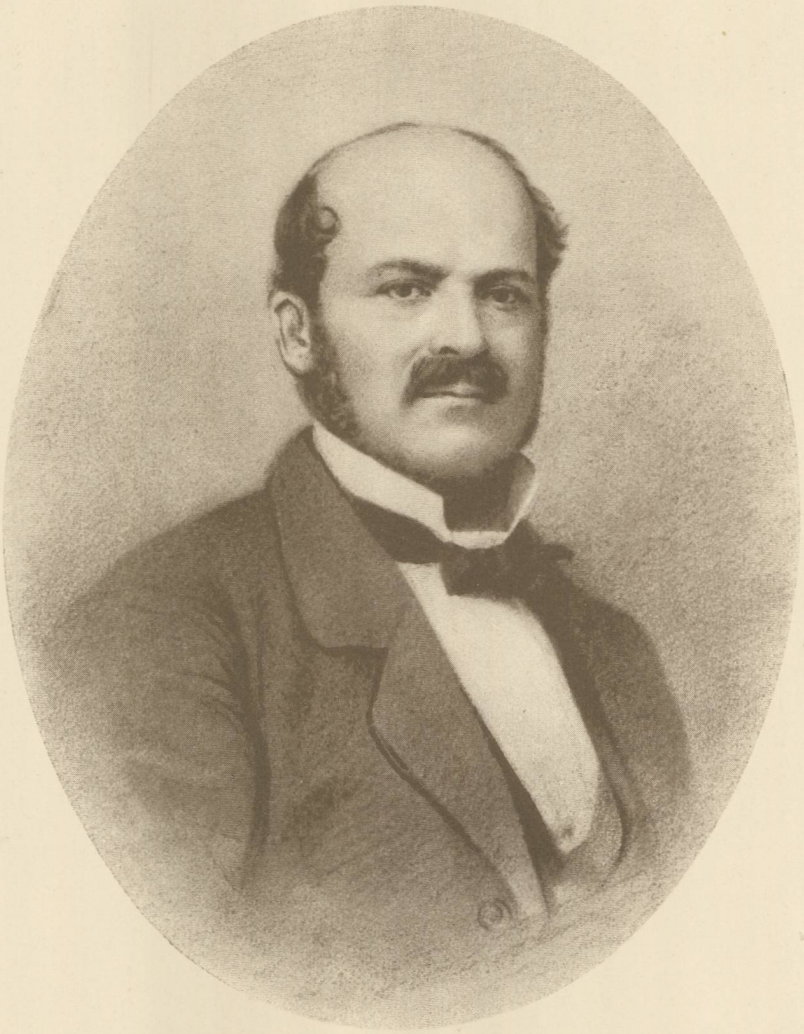
1. Erzählungen aus der Basler Geschichte in zwangloser Reihenfolge.

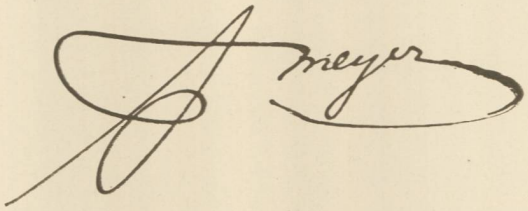
* bedeutet vergriffen.

*I. 1821. (Bernoulli, Dan.) Isaac Iselin.
II. 1822. (Burckhardt Jac., Obersthelfer, später Antistes.) Der Auszug der Rauracher.
*III. 1823. (Hanhart, Rudolf.) Basel wird eidgenössisch. 1501.
*IV. 1824. (Hagenbach, K. R.) Die Schlacht bei St. Jakob. 1444.
*V. 1825. (Hagenbach, K. R.) Die Kirchenversammlung zu Basel. 1431—1448.
*VI. 1826. (Hagenbach, K. R.) Die Stiftung der Basler Hochschule. 1460.
*VII. 1827. (Hagenbach, K. R.) Erasmus von Rotterdam in Basel. 1516—1536.
*VIII. 1828. (Hagenbach, K. R.) Scheik Ibrahim, Johann Ludwig Burckhardt aus Basel.
*IX. 1829. (Hagenbach, K. R.) Rudolf von Habsburg vor Basel. 1273.
*X. 1830. (Hagenbach, K. R.) Bürgermeister Wettstein auf dem westphälischen Frieden.
*XI. 1831. (Hagenbach, K. R.) Das Jahr 1830, ein wichtiges Jahr zur Chronik Basels.
*XII. 1832. (Burckhardt, A.) Die Schlacht bei Dornach am 22. Juli des Jahres 1499.
*XIII. 1835. (Burckhardt, A.) Landvogt Peter von Hagenbach.
*XIV. 1836. (Burckhardt, A.) Das Leben Thomas Platers.
*XV. 1837. (Burckhardt, A.) Das große Sterben in den Jahren 1348 und 1349.
*XVI. 1838. (Burckhardt, A.) Das Karthäuser-Kloster in Basel.
XVII. 1839. (Burckhardt, A.) Der Rappenkrieg im Jahr 1594.
*XVIII. 1840. (Burckhardt, A.) Die ersten Buchdrucker in Basel.
*XIX. 1841. (Heusler, Abr.) Die Zeiten des großen Erdbebens.
*XX. 1842. (Burckhardt, A.) Hans Holbein der Jüngere von Basel.
*XXI. 1843. (Wackernagel, W.) Das Siechenhaus zu St. Jakob.
*XXII. 1844. (Reber, B.) Die Schlacht von St. Jakob an der Birs.

2. Die Geschichte Basels von den ältesten Zeiten bis zur Einführung der Reformation, in zusammenhängenden Erzählungen dargestellt.

*XXIII. 1845. (Fechter, D. A.) Die Rauraker und die Römer, Augusta Rauracorum und Basilia.
*XXIV. 1846. (Burckhardt, Jacob, Professor.) Die Alemannen und ihre Bekehrung zum Christentum.
*XXV. 1847. (Streuber, W. Th.) Bischof Hatto, oder Basel unter der fränkischen Herrschaft.
*XXVI. 1848. (Burckhardt, Theophil.) Das Königreich Burgund. 888—1032.
*XXVII. 1849. (Burckhardt, Th.) Bürgermeister Wettstein auf dem westphälischen Frieden.
*XXVIII. 1850. (Fechter, D. A.) Das Münster zu Basel.
*XXIX. 1851. (Fechter, D. A.) Bischof Burchard von Hasenburg und das Kloster St. Alban.
*XXX. 1852. (Fechter, D. A.) Das alte Basel in seiner allmählichen Erweiterung bis 1356.
XXXI. 1853. (Burckhardt, Th.) Die Bischöfe Adelbero und Ortlieb von Froburg.
*XXXII. 1854. (Burckhardt, L. A.) Bischof Heinrich von Thun.
XXXIII. 1855. (Hagenbach, K. R.) Die Bettelorden in Basel.
*XXXIV. 1856. (Burckhardt, L. A.) Die Zünfte und der rheinische Städtebund.
*XXXV. 1857. (Arnold, W., Professor.) Rudolf von Habsburg und die Basler.
*XXXVI. 1858. (Wackernagel, W.). Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter.
*XXXVII. 1859. (Vischer, W.) Basel vom Tode König Rudolfs bis zum Regierungsantritte Karls IV.
*XXXVIII. 1860. (Heusler, Andr.) Basel vom großen Sterben bis zur Erwerbung der Landschaft 1349—1400.
*XXXIX. 1861. (Burckhardt, Th.) Basel im Kampfe mit Österreich und dem Adel.
*XL. 1862. (Hagenbach, K. R.) Das Basler Konzil. 1431—1448.
*XLI. 1863. (Fechter, D. A.) Basels Schulwesen im Mittelalter. Gründung der Universität. Anfänge der Buchdruckerkunst.
*XLII. 1864. (Buxtorf, K.) Basel im Burgunderkriege.
*XLIII. 1865. (Vischer, W.) Der Schwabenkrieg und die Stadt Basel. 1499.
*XLIV. 1866. (Frey, Hans.) Basels Eintritt in den Schweizerbund.
*XLV. 1867. (Buxtorf, K.) Die Teilnahme der Basler an den italienischen Feldzügen.
*XLVI. 1868. (Hagenbach, K. R.) Johann Oecolampad und die Reformation in Basel.




meyer

Theodor Meyer-Merian

Ein Basler Literatur- und Kulturbild aus dem 19. Jahrhundert.

Von Ernst Jenny.

98. Neujahrsblatt

herausgegeben

von der

Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

1920.

Basel.

In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn.

x 31,2221

Buchdruckerei Werner-Riehm in Basel.

Im Neujahrsblatt für 1896 wird Theodor Meyer-Merian einer der tüchtigsten schweizerischen Schriftsteller genannt, dessen Leben und Wirken längst eine eigene Darstellung verdient hätten. Der vor zwei Dutzend Jahren so urteilte, ist Adolf Socin, ein Kenner des Basler Schrifttums. Er hat selbst in seiner Schrift über „Basler Mundart und Basler Dichter" einige Mitteilungen über ihn gemacht, hauptsächlich über den Mundartdichter; die ganze interessante Persönlichkeit und ihre auf die verschiedensten Gebiete sich erstreckende schriftstellerische Tätigkeit hat er aber nur flüchtig skizzieren können; denn Meyers „Werke machen eine kleine Bibliothek aus", heißt es schon dort.

Wenn nach so langer Zeit versucht wird, auf den folgenden Blättern Socins Wunsch in Erfüllung gehen zu lassen, so ist über Ziel, Umfang und Art der Arbeit gleich allerhand zu sagen. Der Verfasser erhebt mit seinen Ausführungen von weitem nicht den Anspruch darauf, eine genaue und einläßliche Lebensbeschreibung und lückenlose Würdigung aller Zweige von Meyers Tätigkeit zu bieten. Dazu wäre der Raum zu klein und der Stoff viel zu reich.

In erster Linie gilt es, im folgenden eine Ehrenschuld abzutragen an einem Mitbürger, der sein Wissen, Können und ganzes Sein in den Dienst der Allgemeinheit gestellt und Basel während bedeutungsvollen Jahrzehnten unschätzbare Dienste geleistet hat. Dann aber auch, dem deutschen Schriftsteller endlich, ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode, zu dem Platze zu verhelfen, der ihm gebührt, und ihn in die Beleuchtung zu rücken, die er verdient. In den landläufigen Darstellungen der Literatur des 19. Jahrhunderts ist sein Name nirgends anzutreffen; höchstens der alte treue Fr. Brümmer weiß in seinem „Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts" (Reclam, 4. Aufl. 1895) genaueren Bescheid über ihn, und von neueren Literarhistorikern scheint ihn einzig Herm. Andreas Krüger in seinem „Deutschen Literatur-Lexikon" zu kennen. Offenbar galt Meyer den zünftigen Darstellern als eine Art Lokalgröße. Daß er mehr ist als das und so gut in die große Literatur hineingehört wie so viele reichsdeutsche Namen, die längst nur noch bloße Namen sind, das wird darzustellen, wie so er aber aus dem hellen Licht des Tages in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr in den Halbschatten derer zu gleiten drohte, die man mehr lobt als liest, das wird zu untersuchen sein.

Dabei soll es sich nicht einfach um ein neues Lebensbild des Basler Dichters handeln; die folgende Darstellung stützt sich denn auch im Biographischen auf die verläßlichen Mitteilungen, die die drei Freunde des Dichters bald nach seinem Ableben veröffentlicht haben, J. J. Oeri, Fr. Oser und Alois Biedermann; aus dem reichen handschriftlichen Material an Briefen, Tagebüchern und schriftstellerischen Entwürfen, das Familie und Nachkommen der Freunde in verdankenswerter Weise zur Verfügung gestellt haben, will sie vielmehr das Wichtigste und Charakteristische herausschöpfen und damit einzelne Züge der bekannten Gesamterscheinung schärfer hervortreten lassen; diese neu erschlossenen Quellen machen es auch möglich, Meyer und sein Schaffen noch mehr als bisher aus seiner Zeit und Umwelt zu begreifen. Aus

diesem Grunde ist das Biographische auf das Wesentliche beschränkt und der Freundschaft, der Vaterstadt und den heimatlichen Verhältnissen ein breiterer Raum verstattet worden. Die damalige Welt hatte noch ausgiebig Zeit zur Pflege der Freundschaft; in den Verkehr hinein weht noch spürbar ein Hauch der ausklingenden Romantik; die Begeisterung für Gedanken und Forderungen der Zeit vor 1848 treibt ihre Wellen bis in die stillen Studentenbuden hinein; Studieren, Dichten, Reisen und Genießen der Schönheiten von Kunst und Welt gehen noch im Kreise Gleichstrebender vor sich, und die Klüfte örtlicher Trennung sucht man auf den Schwingen zärtlicher Briefe von erstaunlichem Umfang und beneidenswerter Reichhaltigkeit zu überfliegen.

Aus solchen Verhältnissen in der engeren und weiteren Heimat wächst der Volksfreund und Schriftsteller hervor. Wie ihm Stoffe und Themen zufließen, wie er bald aus herkömmlicher literarischer Zeitstimmung, bald aus unmittelbarem persönlichen Erleben, bald aus den Sorgen und Anliegen seiner Zeit herausschafft, was für Strömungen ihm entgegenkommen, und wie er erst auf Umwegen auf sein eigenstes dichterisches Gebiet gelangt, davon möchte das Neujahrsblatt einiges berichten. Einflüsse und Zusammenhänge festzustellen und aufzudecken wird eine der vornehmsten Aufgaben sein; so läßt sich Meyer-Merian aus seiner Zeit heraus verstehen.

Dazu ist aber nötig, seine Schriften etwas eingehender zu besprechen, zumal sie zu einem guten Teil nicht mehr leicht erreichbar, und soweit noch erreichbar und auf unseren Bibliotheken vorhanden, vielen aus der jüngeren Generation nur noch dem Titel nach geläufig sind.

Ältern und jüngern Lesern möchte das Blatt aber ganz besonders die Seite in Meyers Schaffen wieder nahe bringen, womit er sich als ein treuer Anhänger seiner Vaterstadt Basel ausgewiesen hat: Basel mit Häusern und Straßen, Mauern, Toren und Türmen, mit Gärten und Gütern, mit seinen Bewohnern, mit Art und Brauch, Gesinnung und Gesittung ist in Meyers Werken liebevoll wie in einem Spiegel aufgefangen. Den Älteren mag dies Bild wehmütig freundliche Erinnerungen an die eigene Jugendzeit neu beleben, in den Jüngeren den Sinn wecken für die Eigenart der Heimat und dazu den Glauben, daß Ehrfurcht vor den schönsten Überlieferungen der Vergangenheit mit Verständnis für die Forderungen einer neuen Zeit sehr wohl Hand in Hand gehen mögen. —

Theodor Meyer ist am 14. Jänner 1818 im Hause zum goldenen Falken an der unteren Freienstraße zu Basel geboren. Das ist nicht ohne Bedeutung. Er ist ein echtes Stadtkind. Das Haus, jetzt Nummer 9, galt damals für eines der vornehmen; sonst war die Straße auf und ab bewohnt von Mittelstands- und kleinen Leuten, die ihr Handwerk oder Geschäft betrieben und mit ihrem abendlichen Zeitunglesen unter der offenen Ladentür und gelegentlichem kritischen Mustern der Passanten hübsche Vorstellungen kleinstädtisch-behaglichen Treibens erwecken. Die Straße selbst war eng und krumm und mit holperigen Rheinkieseln gepflastert; sie beherbergte in ihren Häuserreihen eine ganze Anzahl Zunftstuben, die Brodbecken-, die Himmelzunft, die zum goldnen Stern, Schuhmachern, Rebleuten und Hausgenossen. Erst als Meyer schon ein bestandener Mann war, hat sie mit der Erstellung des Postgebäudes eine durchgreifende Erneuerung erfahren. Damals aber stand noch der originelle Steblinsbrunnen mit seiner Dalilagruppe (jetzt auf dem Barfüßerplatz) vor der goldenen Apotheke am Eingang der Rüdengasse und trieben die allgewaltigen Wäscherinnen dort mit Zübern und Bottichen und hölzernen Rinnsalen ihr geschwätziges Wesen, und hoch ragten die schmalen Hofstätten zum Himmel, Luft und Sonnenlicht nicht allzuviel Zutritt vergönnend, und nur auf der rechten Seite gegen den Birsig gab es ab und zu an der Hinterfront noch ein mageres Höflein oder Gärtlein. Dort hat der Dichter seine ersten Eindrücke geholt. Von dort stammen ohne Zweifel seine beherrschenden Vorstellungen vom städtischen Kleinleben mit seiner nachbarlich traulichen Enge, von Burgerfleiß und Burgerart, von köstlicher Zufriedenheit in der Beschränkung, von Klatschlust und Verleumdungssucht bei aller Ehrbarkeit, von Straßentreiben und Hausbrauch, Gesellschaftsleben und Volksfesten, wie sie in den späteren besten

Skizzen und Erzählungen vom Zunftessen, von der Landwehrmusterung, vom Tagesleben einer alten Stadt — um nur einige zu nennen — ihren Niederschlag gefunden haben. Von dort aber stammt auch seine Liebe zur Natur und seine Sehnsucht zu den Toren hinaus, sein nie genug gestillter Trieb zum Wandern und Erklimmen von freien Höhen. Jene alte Basler Freiestraße ist also das Land, in das man nach dem bekannten Dichterwort gehen muß, wenn man den Dichter verstehen will.

Er war der mittlere von drei Söhnen des Kaufmanns Daniel Meyer und der Frau Katharina geb. Hofmann. Die Familie, die älteste des Namens hier, nannte sich zum Unterschiede von den vielen andern nach ihrem Wappen Meyer „zum Pfeil". Der Vater wird als ernster Mann von gesunder Nüchternheit und derber Geradheit geschildert. Die Mutter hat dem Jungen das froh erregbare Temperament und die energische Art vererbt; wenigstens weist noch beim Tode der Freund J. J. Oeri den Nekrologverfasser Biedermann darauf hin, daß das Goethesche Sprüchlein „Vom Vater hab' ich die Statur, des Lebens ernstes Führen, Von Mütterchen die Frohnatur und Lust zu fabulieren" auf ihren Theodor buchstäblich anzuwenden gewesen sei. Von den Brüdern hat ihn der ältere Daniel allein überlebt.

Von seiner Knabenzeit ist nicht viel zu berichten. Das Wesentliche über den kecken, frischen Jungen, an dem schon frühe eine geistige Klarheit und Überlegenheit zutage trat, verbunden mit großer Güte bei aller Reizbarkeit, leuchtet aus den liebevollen Schilderungen hervor, die Oeri den harmlosen Jugendspielen und Streichen zuteil werden läßt; zugleich aber auch jene Lust an herber, fast das Ketzerische streifender Selbständigkeit, die der fertige Mann nie ganz hat verbergen können, jenes eifersüchtige Draufbedachtsein, weder nach links noch nach rechts mehr zu scheinen als sich mit seinem echt männlichen Stolze vertrug, der in erster Linie er und er selber sein wollte. Kadettenwesen, Knabenturnfahrten und dann ausgiebig genossene Gartenfreuden auf dem Landgute seiner Großmutter vor dem Spalentor füllten die freie Zeit; dieses ländliche Leben auf dem Gütlein hat er im „Donnerstag" mit allem Reiz der Erinnerung verklärt. Turnen, Wandern, Schwimmen, überhaupt alles, was zu einem körperlich und geistig gesunden Jungen gehört, betrieb er in den Jahren des Pädagogiums, von 1834 an, mit wachsender Leidenschaft, und blieb diesen Dingen treu, länger als sonst bei akademischer Richtung solche Vorliebe anzuhalten pflegt. Noch als Student und Mitglied des Zofingervereins war er auch eifrig beim allgemeinen schweizerischen Turnverein, hat begeistert Turnfahrten und Turnerzusammenkünfte mitgemacht, an Turnfesten in Bern und Chur und andern Orten teilgenommen und ist davon auch gelegentlich lorbeergeschmückt heimgekommen. Das war das tüchtige Gegengewicht gegen eine intensive geistige Tätigkeit, die schon im Pädagogium einsetzte und unter dem Einflusse Wilhelm Wackernagels, der kurz zuvor nach Basel gekommen war, eine bestimmte poetische Richtung nahm. Theodor Meyer trat damals einem Kreise junger Leute nahe, der über die Studienzeit und später über große Klüfte räumlicher und geistiger Art hinaus mehr oder weniger zusammengehalten hat und vorerst in einem literarischen Kränzchen unter Wackernagels Leitung feste Formen bekam. „Euterpe" hieß die schon vor des Meisters Leitung handschriftlich geführte literarische Wochenschrift. Den literarischen Bestrebungen der sieben Freunde, zu denen neben Meyer und seinem ältesten Genossen J. J. Oeri, dem spätern langjährigen Lausener Pfarrer, noch Alois Biedermann, der rühmlich bekannte freisinnige Theologe, J. J. Boßhardt, Jakob Burckhardt, Theophil Burckhardt, der spätere Geschichtslehrer Burckhardt-Piguet vom Gymnasium, Friedrich Oser, der Liedersänger und nachmalige Pfarrer in Biel-Benken, und Johs. Riggenbach, der Theologieprofessor zu Basel, gehörten, gab Wackernagel Richtung und Inhalt. Man spürt noch heute Oeris Bericht etwas von dem Glücke an, das die Jünglinge empfanden, so Jahr für Jahr allwöchentlich einen Abend lang auf des Lehrers Studierstube ihre Arbeiten vorlesen und gegenseitig kritisieren zu können, um dann nachher des erfahrenen Literaturkenners Einwände und Ratschläge entgegennehmen, und in einem zweiten Akt an seiner kundigen Hand eine Reihe von Meisterwerken

lesend kennen lernen zu dürfen. Und da die Schüler auch gehalten wurden, reihum ihre Gedanken über das Gebotene zu Protokoll zu bringen, blieb es nicht nur beim flüchtigen Genuß, sondern wurde auch geistig verarbeitet. Über Theodor Meyers Beiträge zu jenen literarischen Sitzungen können wir heute nicht mehr viel erfahren. Ein noch erhaltenes Tagebuch von A. Biedermann sucht jeden nach seiner Eigenart zu charakterisieren; es erwähnt von Meyer manchen harmlos witzigen Beitrag; in der Folge habe er aber eine ernstere Richtung angenommen, seine Komik sei Ironie, oft bittere, geworden, daneben hätte sich viel weiches Gefühl in oft ungelenker Form gezeigt. Über ein Lustspiel, „Der Student wider Willen", das er nach Riggenbachs Abreise nach Berlin gedichtet, erfahren wir leider weder von Biedermann, der ihm treffliche Anlage und Durchführung nachrühmt, noch von Meyer selbst in seinen eigenen Aufzeichnungen etwas Näheres. Wohl aber vernehmen wir durch Biedermann, wie der verehrte Lehrer den Geschmack zu bilden suchte, nämlich nicht mit längern ästhetischen Auslassungen, sondern nur durch flüchtige Winke und Andeutungen, mehr die Urteilskraft der Jünglinge anregend, als direkt leitend. Damals hat ohne Zweifel Theodor Meyer den Grund gelegt zu seiner für einen Laien erstaunlichen Belesenheit, zu seinem soliden Geschmack, einer Treffsicherheit des Urteils und einer überschauenden Weite des Blicks, die ihm noch kurz vor seinem Ende die Abfassung der vortrefflichen Arbeit über „Volksliteratur und Volksschrift" möglich machten. Wackernagelsche Zucht verrät namentlich auch Meyers Stil, wenigstens in den Jugendarbeiten. Auf Wackernagel geht wohl auch der romantische Zug der frühen Dichtungen zurück. Uhland und Chamisso sind die Lieblinge; der zuletzt genannte hatte noch gemeinsam mit Gustav Schwab über des jungen Germanisten dichterische Turniere mit Kugler und Simrock in seiner Berliner Zeit das Schiedsrichteramt ausgeübt; für die früheren Romantiker hatte Wackernagel einst geschwärmt; in Breslau dann war er der Goetheschen Dichtung besonders nahegetreten; mit alledem scheint er auf Meyer eingewirkt zu haben; wenn er auch zu Zeiten von Chamisso selbst nicht allzuviel hielt, so ist jedenfalls ein starker Antrieb von ihm zur Beschäftigung mit Goethe ausgegangen. Goethe-Worte und Goethesche Gestalten werden frühe von Meyer mit Vorliebe erwähnt.

Wie stark überhaupt das einmal geweckte Interesse an deutscher Literatur schlechthin war, bezeugt die umständliche Art, mit der der Achtzehnjährige dem Freunde Biedermann das Erscheinen des 2. Teils des allbekannten Wackernagelschen Lesebuchs anzeigt. Nicht genug, daß er schildert, wie er sich sofort ein Exemplar zu verschaffen gewußt, welches freilich „seine Silberflotte um 80 Bzn erleichterte", daß er genau Umfang und Art des Werkes angibt; er schreibt auch noch mit rührender Liebe auf einer halben Briefseite Großformat das Register der enthaltenen Autoren ab, von Abraham a Santa Clara und dem Freiherrn von Abschatz bis zu Zachariae, Zinkgraf, Zinzendorf und Zwingli! So tut doch nur ein Jüngling, dessen musenbegeistertes Gemüt in erster Jünglingsliebe alles gleich brünstig umfaßt, was nur dem Bereich der Literatur irgendwie angehört! Und in einem alten Kassabericht aus den ersten Studentenmonaten steht neben den bescheidenen Einnahmen von „Wochengeld" und „für Vorturnen" stolz der Ankauf von Schillers Werken, Höltys Gedichten, von 32 Bändchen alter Klassiker und der Preis für das Einbinden Schillers und des altdeutschen Lesebuches, weitaus die größten Ausgaben des Gewissenhaften!

Lange noch spielt der verehrte Lehrer in Meyers Leben eine Rolle; das Kolleg über Poetik und Rhetorik, das der Student wegen Kollision mit andern Stunden, nicht belegen kann, sucht er sich aus dem Heft eines Freundes anzueignen; auch sonst wird neben den Medizinern bei Wackernagel gehört; in Freundesbriefen wird seiner gedacht, wobei es freilich vorkommen kann, daß sich der Schüler über plötzlich hervortretende Gefühle des Meisters für ihn verwundert; es hat einmal fast den Anschein, als ob die beiden herb männlichen Naturen aneinander vorbeigefühlt hätten und sich ihrer gegenseitigen Schätzung erst im Moment der Trennung vollbewußt geworden wären. Was Wackernagel tut und läßt, hat Anspruch auf Teilnahme, und daß er nach Lachmanns Tode nicht nach Berlin geht, wird

mit Genugtuung weitergegeben. Sogar Eigenheiten des Wackernagelschen Stils finden sich getreu in Jugendarbeiten kopiert.

Eine große Liebe freilich brauchte nicht erst durch den Lehrer des Deutschen geweckt zu werden, die zum heimischen Dichter J. P. Hebel. Meyer scheint ihn schon sehr frühe ganz in sein Herz geschlossen zu haben. Denn die Rede, die er beim Verlassen des Pädagogiums öffentlich zu halten vorhatte — er ist aber dann freiwillig zu Gunsten Oeris zurückgetreten — und die in einem sauber ausgearbeiteten Konzept noch vorhanden ist, verbreitet sich in so wohl durchdachter Anordnung über die verschiedenen Schaffensgebiete des alemannischen Dichters, daß man annehmen muß, sie sei nicht das Ergebnis weniger Wochen vor der Maturität, sondern langjährigen liebevollen Eindringens. Sie ist natürlich in ihrem üblichen jünglinghaft-panegyrischen Ton nicht als literarisch-ästhetische Leistung zu werten. Immerhin fallen an ihr zwei Dinge angenehm auf. Der Abiturient erfaßt mit gutem Blick, daß Hebel zu seinem Glück nicht mythologisiere, sondern personifiziere, und er erläutert nicht unfein an ihm das Wesen des höheren Humors, um dann zum Schlusse zur Nacheiferung anzuspornen, „zu dem schönen Strauße noch neue, süß duftende Blumen zu pflücken" . . . Wer dächte da nicht — in gehörigem Abstand natürlich! — an Klopstock, der in seiner Abschiedsrede von Schulpforta seinen Beruf andeutete, den Deutschen ein Milton zu werden? — Meyer ist uns allerdings kein zweiter Hebel geworden; aber unter den Verwaltern des Hebelschen Erbes ist er der treuesten einer.

Ostern 1837 geht Theodor zur Universität über. Er hat dann hintereinander fünf Semester eifrig an der Hochschule seiner Vaterstadt Medizin studiert. Mit seinem Lehrer, dem berühmten Professor Jung, hat er bis zuletzt im besten Einvernehmen gestanden; das ist schon den köstlich witzigen Karikaturen zu entnehmen, mit denen der spätere Spitalmeister den Spitalarzt gelegentlich erfreut hat. Außer den Mitteilungen seines Biographen Oeri und dem Bruchstück eines Tagebuchs haben wir über diese Zeit wenig Zeugnisse. Neben den Fachkollegien verzeichnet sein Stundenplan noch allerhand allgemeine und philologische Vorlesungen, so über römische Literaturgeschichte, vergleichende Grammatik, lateinische Übungen, das Nibelungenlied. Es war damals in Basel ein heimeliges Studieren: wenig Studenten, verhältnismäßig zahlreiche Lehrer, so daß sich sehr wohl ein persönliches Verhältnis herausbilden konnte. Das Tagebuch meldet davon: . . . „es zeigte sich wohl selten eine gespannte Ehrerbietung von unserer Seite, oder ein anmaßendes, schulmeisterliches Benehmen von der ihrigen. Man lebte und ließ leben. Die Professoren unter sich standen meist gleichfalls ganz leidlich, die meisten sogar sehr günstig; that sich auch hin und wieder eine Fakultät auf Kosten der andern etwas zugut, so war es von keinen Folgen. Nach den Collegien spazierten dann die Professoren gewöhnlich auf dem nahegelegenen Münsterplatz unter den Kastanienbäumen, jeder nach seiner Art, und sie erquickten sich dann in muntern oder ernsthaften Gesprächen; daß es je zu Streitigkeiten kam, weiß ich nicht. War es aber Regenwetter, so beschränkten sich die Herren auf das Auf- und Abwandeln in dem langen, alten und dunkeln Gang des obern Collegiums, einem ehemaligen Augustinerkloster" . . . Die damaligen Professoren waren Jung, Mieg, Meißner und Miescher; dazu trat noch der Prosektor Roger. Die medizinische Fakultät hatte eben durch das Gesetz von 1835 eine Änderung und Beschränkung erfahren, die eher einen Rückschritt bedeutete, die aber nötig gewesen war, wenn anders man nach den Wirren der Dreißiger Jahre die Universität überhaupt halten wollte. Es gab damals nur noch vier Lehrstühle: einen für Anatomie, einen für Physiologie und allgemeine Pathologie, einen für Chirurgie und einen für Botanik. So waren also die theoretischen Fächer gut besetzt und befähigten zum Besuch einer größern praktischen Anstalt; die Kliniken aber bestanden meist nur darin, daß die Studenten an den Spitalvisiten der Ärzte und Assistenten teilnehmen durften. Der Zulauf war eben spärlich; von 1831—1850 betrug die Zahl der Medizinstudenten im Minimum 6, im Maximum 15. (Vergl. Prof. A. Burckhardt-Friedrich. „Geschichte der medizinischen Fakultät der Universität Basel").

Meyer war in seinem Freundeskreise der einzige Mediziner; aber das Weltkind vertrug sich ganz gut mit den Theologen. Reichlich genossen die jungen Leute ihre Freundschaft, im Winter bei Licht am warmen Ofen unter anregenden Gesprächen, zur guten Jahreszeit auf Spaziergängen vors Tor; literarische Bestrebungen, Zofingerverein, gelegentliche Reisen oder auch nur Turnfahrten füllten dem Kreise um Theodor Meyer herum die Stunden der Muße aus. Besonders wichtig ist ihnen die Turnsache. Gemeinsam abgehaltene Leibesübungen haben, laut Tagebuchnotizen, tatsächlich die Freunde immer wieder zusammengeführt; die Begeisterung für die gemeinsamen Turnerinteressen war ein fester Kitt. Der klare Ernst des Strebens und der ganzen Lebensführung Theodors tritt in dem genannten Tagebuch hervor, das in zierlicher Schrift auf 25 Seiten die ersten Semester bis zum Herbst 1839 beschreibt und mit dem Entschluß endet, die Studien in Freiburg fortzusetzen. Der Biograph hat ihm schon mancherlei entnommen. Aber wenn er sein Augenmerk auf einzelne Fakten richtet, auf biographisches Detail, so interessiert uns das Büchlein heute anderweitig; die Art der Führung stimmt nachdenklich. Meyer schreibt für sich und strebt doch damit über sich hinaus. „Meine Studienjahre im Inn- und Auslande" heißt sein Titel. Das Büchlein bringt aber nicht tagebuchartige Einträge oder Wochenübersichten der äußeren Ereignisse, sondern gibt sich schon gleich mit seiner Einleitung über den allgemeinen Nutzen der Tagebuchführung und die Eigenart von Basels Universität seit den 33er Wirren als zusammenfassender Rechenschaftsbericht. Auslese des Stoffes und Anordnung verraten, daß es mehr auf ein kleines autobiographisches Denkmal hinauslaufen soll. Die Vorlesungen werden genannt, ihre Wahl begründet, die schriftstellerischen Versuche gebucht, die Wander- und Turntage mit frohem Glanz ausgestattet; der Freunde wird stets eingehend gedacht; politische Vorfälle wie die Erregung der Jugend wegen Louis Napoleon werden sorgfältig erklärt und plötzlich einmal unter der Überschrift „Episode" die religiös-philosophischen Kämpfe eingeschoben, deren Ausgang in einem verzweifelten Beiseiteschieben der „gährenden Masse" und deren Frucht in einem deutlichen Gewinn „an Liberalität" bestanden habe. Für den Biographen wären wohl schlicht geführte Tagebuchnotizen leichter verwertbar. Für die Erkenntnis der ganzen werdenden Persönlichkeit ist dieses Büchlein aber nach zwei Richtungen hin wertvoll: in der Art anzuordnen, einzureihen und zu verknüpfen, regt sich schon ein schriftstellerischer Trieb nach Formgebung, und in dem Bestreben, sein eigenes Werden kritisch zu überschauen, die werdende Persönlichkeit stark ethischer Richtung, die sich aus innerstem Drang heraus Rechenschaft über sich selbst geben muß. Einzelne Gemütsausbrüche, fetzenartig, auf das Papier hingeworfen, würden ohne Zweifel unmittelbarer in die Seele des jungen Mannes hineinleuchten; jugendlich unreif mutet gar die „Episode" der philosophisch-religiösen Kämpfe an; aber für Meyers feste Art, sein Leben bewußt in die Hand zu nehmen, ist das Büchlein so auch bezeichnend. Und für den spätern selbständigen Wanderer ist besonders bezeichnend, wie er zwanzigjährig zu Fuß mit seinem Freund über Pragel und Panixer das Churer Turnfest besucht und, ohne Führer, verirrt, hungernd, bei kaltem Nebelwetter oder Schneegestöber nur wie durch ein Wunder am Leben erhalten wird.

Im Frühjahr 1839 bezogen die Eltern vor dem St. Johanntor eine neue Wohnung; die Freude, der Natur so näher zu sein, konnte Theodor nicht mehr lange genießen, die meisten Freunde hatten schon eine deutsche Universität aufgesucht; er litt unter der Einsamkeit, wollte nun selbst auch in die Fremde und entschloß sich für Freiburg. Dort hat er von Ende Oktober 1839 an zwei Semester studiert, und dorthin flogen nun, nach der hochgelegenen Bude an der Pfaffengasse bei Pfarrer Schmidt, die Briefe seiner Freunde, Briefe, die er stets sehnsüchtig erwartete. Seine eigenen aus jener Zeit atmen weiche Heimwehstimmung.

Der von den Freunden sonst wohl als tief, aber nach außen als verschlossen gekannte Theodor zeigt sich jetzt merkwürdig mitteilsam und weich. Oft eilt er zwischen den Kollegien heim, um nachzusehen, ob kein Brief da sei. Er schließt öfter mit Worten wie „bewahre euch alle Gott und behaltet mich

lieb"; rührend tönt seine Bitte, ihm „recht bald, bald" zu schreiben; immer wieder betont er seine Einsamkeit, aus der heraus er die Berliner Freunde um das Glück des Beisammenseins beneidet; er sei „im Tal der Prüfung"; die Erinnerung an die schöne Vergangenheit muß ihn oben halten; ja, einen Brief seines lieben Alois hebt er sich uneröffnet bis zum Neujahrstage auf, um seine Feier und Freude zu haben. In solcher Stimmung entstehen dann Sonntags Gedichte.

. . . „Und eine Brücke, weit gesprengt,
In buntem Farbenstrahl,
Schon durch den weiten Raum sich senkt
Ins heimatliche Tal.

Und schwindelt auch auf schmalem Steg
Der Hoffnung leichtem Sinn,
Die Liebe schreitet drüber weg
Ans Ziel der Sehnsucht hin!" (Lieder aus der Fremde II. 1839.)

Und darum will der Student diese Wehmut nicht schelten: der werdende Poet lernt die Wohltat schätzen, sagen zu können, was er leidet.

Es scheint, daß ihm in jener Zeit hauptsächlich Biedermann und Joh. Riggenbach nahe standen. Schon sein Äußeres mochte edlere Jünglinge fesseln, die „kräftige Gestalt, das schöne bräunliche Antlitz, umspielt von dem ersten Flaume des Bartes — das geistvolle Auge, der feine Mund, zuweilen ein sarkastisches Lächeln zeigend — kurz ein Angesicht, aus welchem ebensosehr Geist und scharfe Beobachtung, als Biederkeit und treuherziger Edelsinn leuchtete." Anderseits wird Riggenbach in Meyers Tagebuch als der gediegenste bezeichnet, das Vorbild des Kreises in wissenschaftlicher Beziehung wie nach Wesen und Charakter.

Es ist für unser so kühl und verständig gewordenes Zeitalter fast befremdlich, wie warmen und innigen Ausdruck in jenen Tagen die Freundschaft gefunden hat. In Biedermanns Tagebuch findet sich eine Stelle, die diese sittengeschichtlich so interessante Seite wundervoll beleuchtet. Es war nach dem Eidgenössischen Turnfest in Bern, im Sommer 1839. Man hatte neue Freunde gefunden und mußte sich trennen; Biedermann und Meyer bestiegen den Wagen, um so schnell als möglich der Alpenwelt näher zu kommen. Da ist ihnen beiden, als führen sie vom Vaterlande weg; man hat sich umarmt und geküßt und gelobt, einander nicht vergessen zu wollen, und im Fortrollen fließen bei Biedermann die Tränen, und auch Theodor sitzt stumm und tief erschüttert in seiner Ecke, beide unter dem starken Eindrucke nicht nur eines großen Gemütserlebnisses, sondern auch bewegt vom Gedanken: Eine herrliche Jugendepoche liegt jetzt abgeschlossen, das Portal hinter dir ist zugeschlagen worden! Und daß das nicht etwa bloß sentimentale Jugendschwärmerei war, zeigt eben dieses Tagebuch, worin Biedermann sich mehrmals sehr genau Rechenschaft gibt, was er an seinem Theodor hat. Er schätzt an ihm die treue Biederkeit und sittliche Festigkeit, und in der Ferne, während der Trennung an verschiedenen Universitäten, tritt ihm die Reinheit dieser „kräftigen schönen Jünglingsseele" noch deutlicher und leuchtender hervor; der Gute, heißt es da, ahne in seiner Bescheidenheit kaum, wieviel er, Biedermann, ihm danke. Religiöse Themen scheinen oft den Gesprächsstoff gebildet zu haben; dabei empfand Biedermann gelegentlich mit Genugtuung, wie wacker Theodor gegen Allerweltsorthodoxie oder überschwenglichen Gefühlsglauben losziehen konnte, mußte aber doch auch öfter erleben, wie derselbe zu den philosophischen Erörterungen Biedermanns und des gemeinsamen Freundes D. Fries, späteren Seminardirektors in Küsnacht, den Kopf schüttelte. Meyer war eben ganz und gar orthodox auferzogen und bloß spekulativem Denken eher abhold. Wo er aber einmal brieflich seinen Gedanken über religiöse Fragen freien Lauf ließ, da konnte er sicher

sein, daß Biedermann sich des gründlichsten mit seinen laienhaften Gedankengängen befaßte. Da war dann Biedermann der Gebende. Das Tagebuch gibt unterm 24. Mai 1840 den Inhalt einer solchen Antwort haarklein an. Jedenfalls hat jeder des andern Position streng respektiert, und konnte das, weil er den ehrlichen Weg dazu kannte und anerkennen mußte. Meyer scheint in diesem Umgange früh jene Toleranz gelernt zu haben, die er auch später gegen jeden übte, bei dem er nur „einen Grund von Religion" sah. Verschlossen für das Spekulative, stand sein Sinn um so mehr allem offen, was Leben und Wirklichkeit boten. Man geht durchaus irre, wenn man etwa glaubt, aus dieser schwärmerischen Gefühlsinnigkeit wäre allein der Briefinhalt bestritten worden; im Gegenteil; sie bieten eine Fülle des Tatsächlichen. Auf großen Quartbogen, eng beschrieben und das Papier bis zum äußersten ausgenützt, werden alle möglichen Dinge berichtet. Dem Interessenreichtum dieses Freundeskreises stellen die zwischen Freiburg und Berlin hin und hergehenden Episteln das allerschönste Zeugnis aus. Da berichtet z. B. Joh. Riggenbach über eine weite Bildungsreise in den großen Ferien 1839, die von Berlin durch ganz Deutschland bis nach Wien führte. Nestroy, der Lumpazivagabundusdichter, und die Zauberoper, sowie die damaligen Sterne am Theaterhimmel, Löwe und Laroche, werden besprochen, der Genuß der Walzer von Strauß und Lanner gerühmt, der Prater, Schönbrunn geschildert und schließlich länger verweilt bei einer Aufführung von Grillparzers „Traum ein Leben". Und da weist es sich, daß neuen theatralischen Ereignissen gegenüber jene Jünglinge nicht einem hilflosen Enthusiasmus in die Arme sanken; die Vorzüge des Stückes werden gerühmt, aber an seiner Anlage doch als „fast zu sehr auf Überraschung berechnet" verständige Kritik geübt. Die Forschung hat später dargetan, wie berechtigt diese Ausstellung war. Kein interessantes Detail entgeht auf der weiten Route über Halle, Naumburg, Jena, Bamberg, Erlangen, Nürnberg, Augsburg, München und schließlich das Salzkammergut den Erzählern, die sich gewissenhaft in den großen Stoff teilen; gebührend werden am gegebenen Ort Schweizerbegegnungen erwähnt, wenn es auch nur Spuren sind von Schweizern wie die Karikaturen Distelis im Karzer zu Jena.

Solche Briefe mußten dem Freund auf die Entfernung hin bieten, was ihm die Nähe versagte. Denn Studentenleben scheint Meyer in Freiburg nicht genossen zu haben; aus einem alten Kassabüchlein ersehen wir seine Kollegien; es waren die üblichen in seinen Semestern; ersehen wir aber auch die Bescheidenheit seiner Lebenshaltung; unter den Luxusausgaben figurieren kleine Posten für Zündhölzchen, Tabak, Zigarren, Kirschen und etwa einige Kreuzer für „verkneipt" — übrigens selten genug. Ein Versuch, einem deutschen Kommers beizuwohnen, fiel kläglich aus und endete mit schleuniger Flucht des Schweizers; auch das Mensurenwesen flößte ihm, der doch sonst ein gewandter Fechter war, bloß Abscheu ein; mit schneidenden Waffen hantieren konnte er sattsam in dem Präpariersaal, von dem er eine anschauliche Beschreibung gibt; so ist es kein Wunder, daß er zurückgezogen nur seinen Studien lebte, wohl die Schönheit der ländlichen Umgebung genoß, im übrigen aber mit Freuden eines Morgens beim Erwachen, es war ein Sonntag, den ältesten seiner Berliner Freunde an seinem Bette sah; denn jetzt ging's heim zu kurzem Besuch in der Heimat, und dann nach Berlin!

Über diese am 15. Oktober 1840 beginnende Reise hat Meyer wieder tagebuchartige Aufzeichnungen hinterlassen, in denen sich die ganze junge Wanderlust der Musensöhne, u. a. waren Riggenbach dabei und Oeri, der nach Bonn zog, widerspiegelt. Mit der Post nach Freiburg und Breisach, dann mit dem Dampfschiff nach Straßburg, wo Meyer in Wut auf die Franzosen neben seinen Namen ins Fremdenbuch des Münsters eintrug: „dagewesen am Allerdeutschentage 1840"; dann nach dem im Regenwetter höchst langweilig anmutenden Karlsruhe, und schließlich nach Stuttgart; so ging in beständiger Frohlaune die Reise vor sich. Uhland sah man nicht; dafür saß man unbekannterweise ganz nahe bei Freiligrath; die Tatsache wurde andern Tags an Hand eines Bildes festgestellt; Dannecker wurde besucht, auch Philipp Wackernagel im nahen Stetten, zu dem Meyer ja als zu dem ältesten Schüler Jahns auch die Turnbegeisterung hinziehen mußte; schließlich wurde über Ludwigsburg Heil-

bronn und das Neckartal erreicht, Heidelberg besucht und mit der Eisenbahn, die ihm vorkam wie ein Stück Märchen, in Mannheim eingefahren. Leider bricht hier das Reisejournal ab.

Aus der sehr gewissenhaft, wennschon nicht nach den Regeln amerikanischer Buchführung, geführten Studentenrechnung ersehen wir die weiteren Stationen: Von Mannheim führte ihn das Dampfschiff nach Mainz, von da die Eisenbahn nach Frankfurt, wo dem Kaisersaal, der Stadt, der Bethmannschen Galerie drei Tage gewidmet wurden, von da die Post nach Gotha, ein Eilwagen nach Leipzig, und wiederum die Post über Wittenberg nach Potsdam, und erst hier nahm ihn wieder die Eisenbahn auf bis Berlin. In Stuttgart, Frankfurt und Leipzig hat er das Theater besucht; in Berlin hört man mit Namen nur vom Besuch einer Faust- und einer Emilia Galotti-Vorstellung. Nie aber verläßt ihn auf der ganzen Reise seine Begeisterung für das wahrhaft Große und sein gesunder Sinn für das, was an fremder Kultur abzulehnen ist. So findet er einmal beißenden Hohn für deutsche Offiziere, die sichtlich geschnürt sind und vor aller Öffentlichkeit ihren Scheitel ziehen. Die ganze Reise hat ihn für Post, Eisenbahn und Dampfschiff 171 Franken gekostet.

In Berlin fühlte sich Meyer bei zielbewußter Arbeit und in der Nähe lieber Freunde und Landsleute viel weniger heimwehartig gestimmt als in der kleinen badischen Nachbar-Universitätsstadt, wo ihm die blauen Linien der Berge am Horizont stets Sehnsucht erregt hatten. Seine höchst anschauliche Schilderung des Klinikums in der Charité unter Professor Schönlein und der chirurgischen Übungen unter Dieffenbach zeigen die ganze Frische, mit der der Student die überflüssigen Lyrismen seines Gemüts abgestreift hat und nun weit ausgreifend in seine Scheunen sammelt, was Platz hat. Auch gesellschaftlichen Verkehr, z. B. im Reimerschen Kreis und bei Familie Gocht, zu der dann die Beziehungen durch die Verheiratung einer Tochter nach Basel nie mehr einschliefen, hat er mit Gewinn gepflegt. Denn das Berliner gesellige Leben um 1830 herum war durchaus nicht nur so beschaffen, wie wir es uns heute nach gewissen Quellen ausmalen; ein ästhetischer Tee von damals konnte sogar etwas ungemein Anregendes und geistig Bedeutsames sein, wie wir z. B. aus „Briefwechsel und Nachlaß" des Philosophen Ludwig Feuerbach erfahren, der geglaubt hat, sich mit allerhand Bildungsflitter vorher reichlich ausstaffieren zu sollen, und dann baß erstaunt war, eine ganz schlichte herzliche Solidität zu finden. Außerdem besuchte Theodor Meyer das Theater, wo damals Seydelmann und die Crelinger-Stich ihre gute Zeit hatten, besuchte Galerien und Konzerte und zeigte jene Aufnahmelust und kritische Unterscheidungsfähigkeit, die, vereint mit sittlichem Urteil, ihn dem einstürmenden Neuen der Weltstadt gegenüber stark und aufrecht erhielten.

Zwischen Winter- und Sommersemester machte er eine größere Reise nach Hamburg und an das Meer; über Kiel und Lübeck und durch das Holsteinische kehrte er nach Berlin zurück. Und mit einer ebensolchen größeren, drei Wochen währenden Reise beschloß er seine Studienzeit; sie brachte ihn über Dresden, Prag, Nürnberg, Augsburg, München und den Bodensee Mitte September 1841 glücklich nach Basel. Bald hernach hat er dann seine Studien mit einer Arbeit über das Carcinoma der Leber abgeschlossen.

Diese Studentenzeit Theodor Meyers ist mit voller Absicht in einzelnen Teilen etwas breiter geschildert worden, sie enthält so manches Element, das für sein späteres Mannesleben Beachtung erheischt. Sie hat aber auch ganz selbständige Bedeutung. Sie fällt in die ausgehende Biedermeierzeit mit ihrem behaglichen Lebenstempo, mit ihren Freundschaften und Zusammenkünften, mit ihren Briefwechseln und Tagebüchern, mit ihrer ungehemmten Mitteilsamkeit und bescheidenen Romantik, mit ihrer einfachen und so gemütvollen Lebenshaltung und -Gestaltung. Meyer hat sie noch genossen, jene endlosen Fahrten in der langsamen Postkutsche, in der die heutige Zeit das Symbol der abhanden gekommenen Gemütlichkeit verehren zu müssen glaubt. Er ist mit seinen Genossen, oder auch allein, noch weite Strecken zu Fuße gewandert, nicht nur im Vaterlande, auch im völlig fremden norddeutschen Gebiet, und der

Gedanke, in Moor und Heide zwischen Glückstadt und Kiel einmal auf einem Baum zu nächtigen, hatte für ihn nichts Schreckhaftes (auf der erwähnten Reise im Frühjahr 1841). Da wurzelt seine Neigung zu einsamen Gängen. Von den Turnfahrten war mehrfach die Rede; lange wurde in seinem Freundeskreise in eine gemeinsame Reisekasse für eine Italienfahrt eingelegt; nur zwei, nämlich Jak. Burckhardt und J. J. Oeri haben die Reise unternommen und sind bis Florenz, Livorno und ans Meer gelangt, aber mehr als gesättigt wieder umgekehrt; lustige Abenteuer wie eine Verhaftung wegen Schriftenlosigkeit am Lagomaggiore gehörten zu den Reizen; tüchtige Marschleistungen wie z. B. die, welche die Strecke Bellinzona-Gotthard-Furka-Grimsel bis Handeck in einem und demselben Tage bewältigte, waren eine Lust, Bequemlichkeit galt noch nicht als unentbehrliche Begleiterin. Wie männlich mutet gleich der Eingang einer handschriftlich erhaltenen Schilderung einer Besteigung des Urirotstockes vom Sommer 1842 an: „Etwas vor 4 Uhr morgens den 16. Juli hatte ich bereits die Thore der Stadt hinter mir, und den Reisesack auf dem Rücken, dazu leicht gekleidet, ging es rasch in der frischen Morgenluft vorwärts" ... Die erste Rast wird in Frenkendorf gehalten; dann geht's über den Hauenstein nach Olten und von da mit der Post nach Luzern. Überall Ärger über verweichlichte, blasierte Reisende! Anhaltende Begeisterung und Unternehmungslust bei dem Wanderer selbst! So ist Theodor Meyer oft gewandert. Hält man dazu seine Freundschaften, seine ausgedehnten Briefwechsel, seine solide bürgerliche Lebenshaltung, wie sie seine Kassabüchlein ergeben, seine zielbewußten Studien, seine poetischen Versuche, seine Anspruchslosigkeit in allem Lebensgenuß, so ergibt sich ein Stück Biedermeierzeit, das selbst gelebt zu haben und so erlebt zu haben für den Mann und Schriftsteller von größter Bedeutung ist.

Vier Jahre war der junge Mediziner Assistenzarzt am Bürgerspital unter seinem früheren Lehrer, Professor Jung. In jene Zeit fällt seine erste selbständige Gedichtveröffentlichung: das kleine Büchlein „Aus den Liedern eines Schweizers" erschien anonym in Zürich bei Meyer und Zeller, 1844.

Von der damit abgelegten Talentprobe des lyrischen Dichters soll später die Rede sein. Hier interessiert uns das kleine Werk als Dokument der politisch-religiösen Entwicklung. Es ist erfüllt von den Idealen der Zeit. Der Dichter schwärmt für ein im ganzen recht verschwommenes Ideal der Freiheit; er schwelgt im Anrennen gegen landläufige Kirchlichkeit und herkömmliche Respektspositionen; viel von dem darin laut werdenden kirchlichen Liberalismus gibt sich als Variation zu dem Thema „Brechet ab den alten Tempel"; manche witzige Zeile geht auf Priesterstand und altkirchliche Frömmigkeit, Pharisäertum und Pietisterei. In einer „Legende" wird gar Gott am Weltgericht vorgeführt, wie er den Teufel begnadigt, und ihm, so er sich reuig demütigt, einen Platz unten an der Tafel beim Pietisten anweist. Es war eben die Regenerationszeit, wo alle politischen und religiösen Fesseln gesprengt werden sollten; noch nicht allzulange war es her seit dem Zürichputsch; Straußens „Leben Jesu" mochte noch in Köpfen und Herzen rumoren; die Klösteraufhebung im Aargau, die Freischarenzüge bereiteten sich vor, man steuerte dem Sonderbund zu. An all diese und andere in der Luft liegenden Dinge muß man sich erinnern. Ende 1841 war jener Prospekt einer neuen Zeitung in Basel erschienen, hinter der ein „Verein von Vaterlandsfreunden" stehen sollte, worin allerhand nahe Bekannte Meyers mit Namen figurierten. In den Jahren 1842 und 1843 befand sich überdies Georg Herwegh in der Schweiz, und was das für alle jugendlich unreifen, aber von den neuen Idealen und der Notwendigkeit eines allgemein geistigen Ringens gegen die überlieferten Anschauungen erfüllten Köpfe bedeutete, liegt auf der Hand. Meyer war von dem reinsten Feuer beseelt; aber er war viel zu selbständig, um sich einer Partei zu verschreiben, hat wohl auch zeitig genug eingesehen, wie selbst die reinste Flamme sich im Parteitreiben trüben muß. Seine Lauterkeit war indeß so allgemein anerkannt, daß ihn einmal Konservative und Liberale zugleich als Großratskandidaten aufstellten. Die Wahl erfolgte, aber Meyer lehnte sie ab; politischer Ehrgeiz konnte ihm die klare Selbsterkenntnis nicht verdunkeln, daß er seine Kräfte zu Größerem aufzusparen habe. Leidenschaftlich erlebte er, wie seine Briefe an Biedermann bezeugen, die wirre Zeit mit. Er

hat freilich vorübergehend noch tüchtig mit scharfen Artikeln in das politische Leben seiner Vaterstadt eingegriffen; aber trotz günstigen Bedingungen gelang es nicht, ihn dauernd dem Redaktionsstab des Intelligenzblattes einzugliedern. Ursprünglich stramm fortschrittlich gesinnt, ist er nach näherer Bekanntschaft vom landläufigen Radikalismus abgeschwenkt, aber nicht, um konservativ zu werden; er konnte nur er selbst sein.

Und mit dem politischen ging, nicht nur in freiheitlicher Lyrik, sondern auch im praktischen Leben, sein religiöser Liberalismus Hand in Hand. Es wird von Meyer erzählt, er habe es, wenn irgendwo in seiner Gegenwart das Tischgebet gesprochen wurde, nicht über sich gebracht, die Hände zu falten: auch nicht im Alleräußerlichsten gab es für ihn etwas wie Konzession oder schönen Schein. Sein ärztlicher Beruf nahm ihn wohl stark in Anspruch, nicht äußerlich, — er hat erst 1846 eine eigene Praxis begonnen und sich zugleich als Privatdozent an der Universität habilitiert, — wohl aber innerlich. Und wir kennen nun schon seine Art, über jedes neu betretene Lebensgebiet sich schriftlich mit sich selbst auseinanderzusetzen. So kann es nicht verwundern, daß er schon nach wenigen Jahren über die Tätigkeit des Mediziners „Vertraute Briefe eines Arztes" schreibt; sie sind 1850 in der „Neuen Schweizerischen illustrierten Zeitschrift" Fr. von Tschudis gedruckt erschienen. Darin verbreitet sich der junge Arzt über eine ganze Reihe von Gegenständen und Themen, die ihm in seiner Praxis aufs Herz fallen mußten: Die Hilf- und Machtlosigkeit der Wissenschaft gewissen Leiden gegenüber; die Unbelehrbarkeit des Publikums; die falsche Art der Pastoration am Krankenbette; die ärztliche Gewandtheit; die sog. „Fühllosigkeit" der Mediziner; das A und O des Arztes: Menschenkenntnis; Gewissensfragen; leibliche Erziehung; die satte, selbstgenügsame „praktische" Medizin; die Schwächen der medizinischen Wissenschaft u. a. m. Dazwischen ergreifende Selbstbekenntnisse und Geständnisse, humorvoll vorgetragene erste ärztliche Erfahrungen, bittere Anklagen, fröhliche, gesunde Selbstironie, alles getragen und zusammengehalten von einem Ernst und einer Lauterkeit der Gesinnung, der Ehrlichkeit und Wahrheit gegen sich selbst oberster Leitsatz ist. Wenn Oeri diese Schrift in seiner Biographie Meyers in die Anfangszeit ärztlichen Wirkens setzt, so scheint er sich dazu durch gewisse leichtere Ausfälle gegen herkömmliches pfarrherrliches Wirken am Krankenbette haben leiten lassen. Diese scheinen ihm in die Zeit der „Lieder eines Schweizers" zu weisen. Allein die Briefe enthalten soviel tiefe und reiche Erfahrung, nicht nur in den Dingen der Heilkunde, sondern auch der Menschenkenntnis, und verraten so gar nichts von der Siegesgewißheit des Anfängers, daß doch eher anzunehmen ist, sie seien kurz vor dem Druckjahr 1850, also nach einer Reihe von Jahren in der Praxis, entstanden, und nicht das Werk eines blutjungen Assistenten. Meyer ist darin nicht nur der Arzt des Leibes; er richtet sein Augenmerk auf den ganzen Menschen; er will in erster Linie das wenige, sichere Gute gewissenhaft anwenden, im übrigen aber die Natur walten lassen. Meyer hat Paracelsus gekannt; ein Brief besonders gemahnt mehrfach an Paracelsische Lehren. Er weiß, daß der Arzt im Grunde nicht die Krankheit, sondern das Publikum zu behandeln hat, dem man seinen Willen lassen, das man aber doch unbemerkt leiten muß. Ohne Scheu gesteht er ein, wieviel Charlatanerie bei seinem Handwerk mitunterläuft, daß die Ärzte gar oft Betrüger oder Betrogene sind, daß das Wichtigste in ihrem Wissen das Wissen um ihr Nicht-Wissen sein sollte. Und durch alles hindurch tönt immer wieder der sehnliche Wunsch, lieber die Seele und das reine Gewissen als die ärztliche Reputation zu retten. Es ist, so meint er, dem praktischen Arzt etwas wie ein Fluch mitgegeben, „worunter ich selbst ohne Maß, blutend und hilflos mich gewunden, einem Wurme gleich, bis ich zu dem Entschlusse stark war: all den Trödel, den Lügenschein von mir zu werfen, und, komme was wolle! meine innere Wahrhaftigkeit dagegen wieder einzulösen" . . . Diese Briefe sind nicht nur inhaltlich wertvoll; sie sind auch ausgezeichnet durch einen flotten, fortreißenden Stil; sie wären es wohl wert, durch einen Neudruck der Vergessenheit jener alten Zeitschrift entrissen zu werden.

In jenem Jahrzehnt spielt auch die bildende Kunst eine bedeutende Rolle. Meyer besaß ein starkes Zeichen- und Maltalent, bei dessen Ausbildung ihm nun ein Meister wie Winterlin behilflich war. Er malte in Öl und Aquarell, fertigte Kopien nach alten Meistern an und schuf Porträts; von keiner Reise und keinem Landaufenthalt ist er heimgekehrt ohne reiche Ausbeute an flüchtigen Skizzen und ausgeführteren Landschaftsbildern. Eine Reihe von seiner Tochter pietätvoll aufbewahrter Skizzenbücher erzählen von diesen glücklichen mit Stift und Pinsel verbrachten Stunden. Bis in seine letzten Lebensmonate hinein hat er dieses Talent betätigt. Wo sein Herz Anschluß fand, wo er sich erholte vom Alltag, da mußte er die Gegend festhalten. So finden sich noch zahlreiche Motive aus der ihm so lieben Gegend am Frohnalpstock, oder aus der nächsten Nähe vom Rhein beim „Rothen Haus", oder von Spitalgütern im Baselbiet. Seine figürlichen Arbeiten weisen einen starken Hang zur Satire und Karikatur auf. Städtische Originale, Professorentypen, Insassen des Pfrundhauses hat er gerne gezeichnet, ihre Eigenart humoristisch unterstreichend, aber nicht bösartig übertreibend; so etwa den unter dem Namen des „Hundsthommen" stadtbekannten Polizisten. Auch politische Ereignisse der Vaterstadt, wie z. B. den Käppisturm, oder Situationen aus dem Großen Rat, oder dann Weltbegebenheiten wußte er scharf satirisch zu beleuchten. Hatte er früh das Flötenspiel aufgeben müssen, weil es ihm an eigentlichem musikalischen Gehör zur Ausübung gebrach, so liebte er doch gute Musik und schönen Gesang sehr. Und wie scharf sein Sensorium für wahrhafte Künstlergröße arbeitete, das beweist der nachhaltige Eindruck, den ihm das Auftreten Liszts im Jahre 1845 machte. Damals spielte der Virtuose auf dem überdeckten Orchesterraum im Theater am Blömlein. Die Aufzeichnung, die Meyer darüber seinem Tagebuch einverleibte, verdient hier wohl wörtlich wiedergegeben zu werden. „Mehrere Beweggründe bewogen mich, das Konzert zu besuchen, das Liszt hier in Basel gab, und es gereute mich nicht. Liszt hat mich wunderbar ergriffen, obschon ich nach wie vor unmusikalisch bin, was weiß Gott wahr ist! Schon sein äußeres Auftreten hat etwas Magisches. Sein erstes war, daß er die Armleuchter, die auf seinem Piano standen, ausblies, und so saß er denn im Halbdunkel da, eine lange, hagere, ich möchte sagen, schneidende Gestalt, mit den dünnen Armen und Beinen. Grell zeichneten sich die Konturen seines scharfen Gesichts ab, dessen Blässe nebst den dünnen Fingern die einzigen Lichtpunkte in dem Dämmerbilde abgaben. Er setzte sich hin, starrte einen Moment auf die Tasten, als banne er ihre Tongeister mit seinem stechenden Auge. Hernach tat er einige Griffe, in denen, so langsam sie waren, sich schon die erlangte Gewalt sichtbar kundgab. Darauf ging's immer rascher: die langen, schwarzen Arme schwebten bald hoch über dem Flügel wie ein drohender Dämon, der über einer Seele kreist, dann stießen sie nieder, die Finger fingen an zu wirbeln, es war keiner einzeln mehr zu unterscheiden, alle nur ein heller, vibrierender Schatten, dem wie Blitzfunken in unmenschlicher Schnelligkeit und Abwechslung Töne nachsprühten. Das blasse Gesicht ging in diesem wilden Spiele ganz auf, die Züge zuckten, starrten, funkelten, er hielt den Atem an; dann meinte man wieder ihn in der Tiefe der Brust aufstöhnen zu hören, die langen Haare hingen unheimlich und leidenschaftlich übers Gesicht, die ganze Gestalt war fast überirdisch, nur ein musikalischer Nerv, alles Anspannung, Leben. Plötzlich, mit unbegreiflicher Geistesgegenwart, nach dem tollsten Wirbel der Töne, tat Liszt langsam, mit gespreizten, langen Fingern einige ruhige Griffe, hielt die Klänge in den Tasten zurück, oder schlug sie, wie einzelne elektrische Funken, daraus heraus, und doch bei all dem schnellen Übergang vom rasenden Getümmel zur harmonischen Ruhe fühlte ich keinen Stoß, weder in der Musik, noch in dem damit identischen ganzen Wesen des Künstlers. Wenn dann so ein Paroxismus vorbei war, sank Liszt in den Stuhl zurück, wie erschöpft, doch nur für einen Augenblick, denn gleich hob sich die Hand wieder; überhaupt schien er mir alles, was wir andere Sterbliche in Viertelstunden abzutun gewohnt sind, in Momenten zu vollbringen. Und nachher — mit welcher Leichtigkeit, fast welchem Leichtsinn erhob er sich, kokettierte nach den Damen in den Logen (ja oft mitten im Spiele schon), schob den Stuhl bei Seite, verneigte sich

mit Grazie und ging mit einem Wesen ab, in welchem nichts weniger als Anmaßung ausgedrückt war." Das Gespensterhafte der Künstlererscheinung ist geschickt auch in einer ergötzlichen Karikatur festgehalten, die Liszt an einem Tische mit Professor Gerlach bei Kerzenschein kartenspielend wiedergibt. Die langen Kerzen und die dürren Virtuosengliedmaßen bilden dabei zu der Behäbigkeit des Philologen einen possierlichen Gegensatz.

Und neben dem Malen und Zeichnen hat Meyer auch die Holzschneidekunst betrieben, und es auch da zu einer gewissen Virtuosität gebracht. All diese Dinge hat sein Biograph, der Zeit noch nahestehend, als Eigentümlichkeiten seines Freundes erwähnt; heute sehen wir darin tiefere Zusammenhänge mit dem Zeitalter, nicht nur persönliche Begabungen und Liebhabereien. Keine Zeit hat für die Repräsentanten der Künste so lebhaften persönlichen Anteil gezeigt, wie die Biedermeierzeit, keine so innig die Kunst im häuslichen Kreise gepflegt, und zu keiner Zeit hat man mit solchem Eifer in allen Künsten dilettiert als gerade zur Biedermeierzeit. Die Folgen waren auch segensreich genug; die Sicherheit des Geschmackes beruht zum großen Teil auf dieser dilettierenden Betätigung, und ohne sie ist die so liebenswürdige Kultur nicht denkbar. Auch Meyer verdankt diesem anspruchslosen Dilettieren viel; auch hierin ist er im kleinen ein Vertreter jener Zeit und ihrer Bildung.

Mit achtundzwanzig Jahren gründete sich Theodor Meyer einen eigenen Hausstand; seine Erwählte, Eleonore Merian vom Rothen Hause, Tochter des Remigius Merian-Respinger, wird als ernst, liebenswert und unbefangen kindlich geschildert. Sie hat offenbar verstanden, ihrem Gatten im Hause diejenige Luft zu schaffen, in der zu atmen eine Freude war. Das erste Heim der Gatten befand sich auf dem Nadelberg gegenüber der Almosenschaffnerei. Die Briefe äußern höchst selten etwas über sein Eheleben und Familienglück; einmal heißt es, seine Frau setze ihn mit ihrer wunschlosen Bescheidenheit (beim Herannahen der Weihnacht) auf Kohlen; aus der Bedeutung aber, die Familienfeste, vor allem Weihnachten, für ihn hatten, und aus einzelnen Stellen in seinen Werken darf geschlossen werden, daß er in seinem Heim die Quelle seiner Kraft und seiner nie versiegenden Lebensenergie und Freude fand (vergl. das Vorwort zum „Verlorenen Sohn".) Gleich seine erste Ehezeit war von dem Gewitter des Sonderbundskrieges bedroht; er war Arzt des städtischen Infanteriekorps, das zum Schutze der Heimat aufgeboten wurde, als ihm die Frau sein erstes Kind schenkte. Nicht lange mehr hat er aber nach seiner Verheiratung den Ärzteberuf ausgeübt. Im April 1851 wurde er zum „Spitalmeister" gewählt und damit auf einen Posten gestellt, der seiner Tatkraft ein weites Feld eröffnete und zugleich ebenso große organisatorische Fähigkeiten, wie Takt im Umgange mit den Menschen verlangte. Ob den Ausschlag bei der Annahme der neuen Stelle wirklich Meyers Unfähigkeit gegeben hat, sich als Arzt den Launen der Kranken anzupassen, ist heute nicht mehr auszumachen; Biedermann stellt es in seinem Nekrolog so dar, und zu dem Ideenkreise der „Vertrauten Briefe" paßt durchaus, daß Meyer soll der Meinung gewesen sein, derbe Geradheit vertrage man höchstens an einem alten, erfahrenen Arzte. Indessen hat er auch im neuen Amte nach Oeris Zeugnis reichlich Gelegenheit gehabt, von solchen Eigenschaften Gebrauch zu machen; er war knapp und von militärischer Gemessenheit in den Audienzen, taktvoll im Verkehr mit den Ärzten, humorvoll-nachsichtig gegen die Pfründer, von strenger Gewissenhaftigkeit und unermüdlichem Arbeitseifer überall, und wußte überhaupt der Stellung Würde und Bedeutung zu verleihen, weil er selber von achtunggebietendem Wesen war. Noch vorhandene amtliche Schriftstücke zeugen von der peinlichen Genauigkeit seiner Berufserfüllung. Später wurde der Titel in „Spitaldirektor" abgeändert; für Meyers Art paßte der frühere „Spitalmeister" besser. Seine strengen Grundsätze, seine Uneigennützigkeit und seine Festigkeit zeigen am besten einige Tagebuchaufzeichnungen; leider brechen sie nur zu früh ab. Von nun an sollten die Angestellten nicht mehr möglichst viel aus dem Spitalgut für sich herauspressen können; ein Armeninstitut soll nicht Schmarotzer dulden; er will mit gutem Beispiel vorangehen; Wein und Speisen sollen besser kontrolliert, das Brot

nicht zu frisch geboten, aber auch nicht verwüstet werden; Wärter sollen nicht ohne Erlaubnis in der Stadt herumspazieren; Reinlichkeit und Lüftung inspiziert, Runden bei Kranken und Pfründer notiert, Reklamationen untersucht er genau. Dazu treten Pläne für bauliche Veränderungen, oder zu einer Kasse für unvorhergesehene Fälle wohltätiger Natur. Die Cholera- und Typhusepidemien der nächsten Jahre haben dann gezeigt, wie nötig ein solcher Mann an solcher Stelle war. Seine Geistesgegenwart und sein warmes Empfinden für alles, was Hilfe bedurfte, kamen da vortrefflich zur Geltung. Über „menschliche Behandlung der Tiere" hatte er schon 1850 geschrieben; jetzt galt sein ganzes Tun den menschlichen Anliegen und Nöten, jetzt führte ihn sein Amt in alle möglichen Gebiete der Wohltätigkeit und Fürsorge, der Gemeinnützigkeit und Volkswohlfahrt hinein; sein Sinn für Geschichte hieß ihn, sich auch mit der Entwicklung einzelner Institutionen zu befassen; 1852 verfaßte er eine Geschichte der Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen und im Dezember 1853 trug er bei Anlaß des Abbruchs der Armenherbergegebäulichkeiten vor gemischtem Publikum seine interessanten Zusammenstellungen über die „Geschichte der Armenherberge zu Basel" vor (abgedruckt im 6. Band der Basler Beiträge). Es ist Sache einer chronologisch vorgehenden ausführlichen Biographie, alle die einzelnen Leistungen in den Lebenslauf gebührend einzureihen; hier kann es sich nur darum handeln, von dem Reichtum seiner Tätigkeit und seiner Bestrebungen eine allgemeine Vorstellung zu erwecken. Wie sehr die amtlichen Obliegenheiten seinen Tag ausfüllten, wie die Spitalgeschäfte oft in erdrückender Fülle auf ihm lasteten, davon sprechen die Briefe nach Zürich eine beredte Sprache. So blieb ihm für die geistige Bewältigung so mancher ihn innerlich bedrängenden Anliegen nur der Abend und die Nacht; sie hat er redlich genützt zur Schriftstellerei. Denn daß ein Mensch von so ausgebreiteten Interessen und so starkem Drang nach expansiver geistiger Tätigkeit nicht in Verwaltungsgeschäften aufgehen konnte, lag auf der Hand. Es mußte ihm diese überreiche Tätigkeit gewissermaßen das Arsenal von Stoffen und Problemen für seine Volksschriftstellerei abgeben.

So beginnt denn die im engeren Sinne literarische Tätigkeit Theodor Meyers mit einem Drama „Adalbert Meyer" im Jahre 1851 und mit einem Volksroman „Der verlorene Sohn" im Jahre 1853. Ihnen folgen in bunter Reihe Poesie und Prosa auf lyrischem, epischem und dramatischem Gebiete, und zu zweien Malen, mehrere Jahre hintereinander, geht neben allem einher die Arbeit an einem Kalenderunternehmen eigener Mache. Und damit ist seine Kraft erst noch nicht voll ausgeschöpft; noch gilt es, an den großen geistigen Bewegungen der Zeit, am Geistesleben der engeren Heimat, teilzunehmen. So hört er die Aula-Vorträge, z. B. Burckhardts über Rabelais und Steffensens über Sokrates, oder hört gelegentlich wieder einmal ein volles Kolleg bei Jakob Burckhardt über „Erklärung von Gipsabgüssen," greift er ein in die volkswirtschaftlichen Maßnahmen seiner Vaterstadt mit einer Preisschrift über gesundes Wohnen (1859). Dazu gehört er doch auch noch seinen Freunden, mit denen allsamstäglich ein Bummel nach Kleinhüningen zum berühmten Baschi Weber gemacht wird, vorbei an grünen Hägen, Gärten und Lehenhöfen, ein Feiertag, der lange Zeit hindurch mit einem gemütlichen Abendsitz in der Familie des Seidenfärbers Lotz-Gocht beschlossen wird, wo man den Gesellschafter mit dem trockenen Humor ungern vermißt hätte. Einen Einblick in sein vielgestaltiges Treiben und die Art seines Schaffens mögen zwei Stellen geben, einem Brief und einem Kalenderaufsatz entnommen. Sie zeigen auch, wie wenig Aufhebens er von seiner Arbeit machte, und wie humorvoll er es trieb. Zusammenfassend berichtet er im Dezember 1852 an seinen Freund: ... „sonst geht's still und ruhig her. Ein bischen gemeinnützige Tätigkeit, soviel für den Kredit eines guten Bürgers erforderlich, regelmäßiger Spaziergang durchs Nonnengäßlein, das seiner Abgelegenheit wegen mir wenig den Verdruß des Grüßens bereitet, etwelches Fabrizieren von Kinderspielen 2c., ein wenig „Bäschelen" in der schönen Literatur (wenn der „Hausbote" auf 1854 hierauf Anspruch machen darf), alle zwei bis drei Wochen hier und dort ein Besuch, um alte Bekanntschaften nicht einschlafen zu lassen, Essen und Schlafen (lang),

das ist so meine Welt. Hiebei ist zu bemerken, daß mein Status familiae (ältere Form: familias) einstweilen derselbe ist und voraussichtlich in den nächsten neun Monaten wenigstens auch derselbe bleiben wird. Aufs Neujahr steht dieser ruhigen Wirksamkeit einige Steigerung bevor: nämlich es sollen 40 Dutzend Leckerlein und 400 Stück Wurstwecken unter meiner Direktion erstellt werden, zudem ist meine Jahresrechnung und Jahresbericht inklusive der Schweinezuchtergebnis M. hochgeachten Herren Pflegern vorzulegen, den Kindern der Weihnachtsbaum zu rüsten, mich geistig und materiell zu verschiedenen kleinen (umgekehrt wie mit dem Splitter und Balken), in meinem Auge großen Geschenken anzustrengen, abgesehen von einigen Strapazen, die Silvester und Neujahr für den inwendigen Menschen im Gefolge zu haben pflegen." ...

Und in einem Aufsätzchen „Von den Grillen" im Hausboten für 1854 heißt es: „....ich sitz' in meinem Stüblein, einsam und ungestört, die Lampe brennt gleichmäßig fort, auf der Straße ist's ruhig, der Mond scheint durch die Fenster. Was zirpt da, leise, leise wie in weiter Ferne? Eine Grille. Ich rühre mich, da schweigt sie. Nach einer Weile beginnt sie wieder zu schrillen, ganz fein und immer deutlicher fort und fort mit kleinen Absätzen zwischen innen. Das Gedankenrädlein schnurrt im Takte dazu wie ein Kätzlein, dem man hinterm Ohr kraut und spinnt Gedanken ab einen um den andern. Da laß ich die Feder fallen oder lege das Buch nieder, drin ich gelesen, und die Grille zirpt fort aus jenem Winkel dort oder von der Decke herunter, und aus dem Fußboden, hinter dem Bücherschrank hervor gibt ihr bald eine zweite Grille Antwort, und sie zirpen zusammen, im Takte jetzt, dann wieder abwechselnd. Immer weiter aus breitet sich der stille Friede und senkt sich in das verborgenste Fältlein, daß heiteres Genügen, tiefe Ruhe sich legen über jeden Gedanken, und jede Herzensfaser. Dabei fällt mir Dies und Jenes aus früherer Zeit ein, oder aus der Gegenwart, aus der Zukunft; als ob's der Text zu der stillen Musik wäre, so wohl paßt es. Und immer heimeliger und zutraulicher werden die Grillen, daß sie selbst nicht mehr scheu thun und sich irren lassen in ihrer Musik, wenn die Kinder kommen gut Nacht zu sagen vorm ins Bett gehen, im Gegenteil! sie, wie niemand, zirpen das Schlafliedlein, dran auch erwachsene Kinder einschlafen können!" Das ist ein Bild vom nächtlichen Studierstubenfrieden des Einsamen. In solchen Umständen haben wir uns seine Werke entstanden zu denken.

Seit der Verheiratung scheint sich in Meyers Anschauungen ein Umschwung vollzogen zu haben. Er zeigt sich in vertieftem Ernst der Lebensauffassung und verstärkter Hinneigung zu der religiösen Haltung seiner Jugendjahre; erstmals kommt das in einem Brief von 1851 deutlich zum Ausdruck. Dort gesteht Meyer, manches von früheren Anschauungen etwas übermütig über Bord geworfen zu haben; seither habe er ins Leben gebissen „und so ziemlich am breiten Ende desselben", sei er solider Hausvater und Bürger geworden. „Der Übermut ist etwas vergangen, ich habe in die Tiefe langen gelernt statt in die Weite..." Wieso die Wandlung kam, ist nicht so recht klar; genug, sie ist auf einmal da und läßt sich in seinen Volksschriften fast von Blatt zu Blatt belegen. Die verschiedensten Kräfte mögen am Werke gewesen sein. Schon als Bräutigam entrann er einmal bei einem Rheinbade mit knapper Not dem Ertrinken; auf wunderbare Weise wurde ihm ein Kind gerettet; die ärztliche Tätigkeit, seine berufsmäßigen Einblicke in die Tiefen der Not und des Elends mögen das Ihrige dazu beigetragen haben. Von dieser Einkehr bei sich selbst ist wohl manches in das 6. Kapitel des „Kienseppli" von 1855 hineingeflossen, wo unter der Überschrift „Gottlieb sattelt um" erzählt wird, wie der Pfarrersohn Gottlieb die Theologie fahren läßt und zur Medizin übergeht, und wo zusammenfassend über seine geistlichen Nöte berichtet wird. Es ist wohl so, daß die Erfahrungen im engsten Lebenskreise am meisten zu dieser Verinnerlichung beigetragen haben. Meyer gesteht selbst, in dem Hangen und Bangen um das Leben eines seiner Lieben jene nicht stumpfe, sondern freudige Ergebenheit in Gottes Willen gelernt zu haben und die Kraft eines brünstigen Gebets. Das Vater Unser vor allem hielt er

hoch. Und in einer Rückschau am Silvester 1852 wurde ihm selber klar, daß er bedeutend positiver geworden sei, „was ohne einen besonderen Klapf oder Putsch geschehen, mehr auf dem Wege innerlicher Beschaulichkeit.“ Und wenn er weiterhin immer wieder auf die Bibel zurückgreift als den Hort, der dem Einfältigsten wie dem Gebildetsten gleich viel biete, und sich nicht viel verspricht von allem Spekulieren, Philosophieren und Forschen über göttliche Dinge, so heißt das nicht viel anderes, als was die gelehrige Schülerin jenes weisen Nathan in die Worte kleidet, daß „Ergebenheit in Gott von unserm Wähnen über Gott so ganz und gar nicht abhängt“, oder, in die Sprache der Gegenwart übersetzt, etwa soviel: Die tiefsten religiösen Erkenntnisse sind weder dem redlichsten Willen noch der kahlen Verständigkeit erreichbar; sie sind Erlebnisse und werden dem Menschen nur durch tiefe Erschütterungen seiner ganzen Persönlichkeit geschenkt. Das schließt natürlich nicht aus, daß der Verstand mit dem Erleben gerne Schritt halten möchte, und daß der Mensch auch gerne denkend bewältigte, was Sache unmittelbarer Gewissenseingebung ist.

So überrascht es denn keineswegs, daß der ganze Briefwechsel Meyer—Biedermann von theologischen Dingen und Fragen reich durchzogen ist. Er gibt ein äußerst anziehendes Bild vom Denken der Freunde in den letzten Fragen wie von ihrer Auffassung der Freundschaft. Meyer legt dem Freunde alle seine schriftstellerischen Erzeugnisse zur Beratung und Begutachtung vor, und Biedermann seinerseits hat für seine theologischen Anschauungen in Meyer einen strengen, sachlichen und schonungslos offenen Kritiker und Abnehmer. Gleich eine der ersten Arbeiten des freisinnigen Theologen Biedermann, sein berühmt gewordener „Leitfaden“: „Der christliche Glaube, dargestellt für Konfirmanden“, von dem gemeinsamen Freunde D. Fries, der, ebenfalls Hegelianer, damals Pfarrer in Zürich (und später Seminardirektor in Küsnacht), wird Gegenstand einer lebhaften Kontroverse. Meyer weiß nicht, ob er „seine Buben auf diesem Leitfaden möchte ins Himmelreich hinaufschweben sehen.“ Die „Zeitstimmen“, jenes Organ in Zürich, welches die Resultate der neuen Tübinger Schule mit dem alten Christentum zu vereinigen strebte, erregten ihm Unbehagen. Und als Biedermann etwas gereizt wurde, antwortete ihm der Basler ganz offen, er halte das Büchlein eher für eine „Geschichte der Religionen“, indem, für einen christlichen Leitfaden, das Heidentum zu breit behandelt sei; es mache Christum zum bloßen Menschen, sei in seiner sprachlichen Haltung philosophisch zweideutig, was aus Biedermanns „Verständigungsliebe“ herfließe; der Kirchengläubige wie der Philosoph könne sich gleich gut daran halten. Damit hat er das Wesentliche von Biedermanns theologisch-philosophischer Stellung gut erfaßt; denn Biedermanns Streben ging ja bekanntlich darauf hinaus, die Vereinbarkeit der spekulativen Philosophie mit der christlichen Theologie aus dem Begriffe beider herzuleiten. Der Streit zieht sich eine Zeitlang hin und ist für Meyer insofern nicht angenehm, weil er zwischen Biedermann und dessen theologischem Antipoden, Prof. Joh. Riggenbach, dem ehemaligen Studiengenossen und späteren Professor der Theologie in Basel, in der Mitte steht. An Riggenbachs „Leben Jesu“ zog ihn Wärme, Innigkeit, Reichtum, Tiefe und Überzeugungsfestigkeit stark an. Doch verläßt ihn auch in tiefsten Meinungsverschiedenheiten sein Wohlwollen, sein praktischer, gesunder Menschenverstand und vor allem sein Humor nicht; er hält sich mit Absicht „zwischen Hansens erbaulichem Siedepunkt und Biedermanns wissenschaftlichem Kristallisationspunkt“ und wendet sich, je nach Bedürfnis, wenn zu heiß oder zu kalt, „nach dem freundschaftlichen Ofen oder nach dem Kaltwasserkübel.“ Zum guten Ende findet er für sich und den Zürcher Freund ein hübsches Bild: Sie befänden sich in einer Schneeballschlacht in den Alpen, wo die Höhen im Nebel steckten: Unsterblichkeit, Persönlichkeit Gottes u. dergl. m. Wenn die Luft gehe, gucke nur da und dort Christus und das Evangelium hervor, und sie zeigten es einander; indessen „belzten“ sie beide immer fort; endlich friere er, Meyer, höre auf und gehe den Alpenblumen nach!

Man muß diese Briefe gelesen haben, um sich überhaupt eine Vorstellung von der Heftigkeit der damaligen religiösen und theologischen Kämpfe machen zu können. In jenen Jahren spielte auch

der Streit zwischen dem plumpen Kandidaten Rumpf, dem Herausgeber des kurzlebigen „Freien Worts", und dem Erweckungsprediger Hebich; dann eine Kontroverse Stähelin — Hagenbach. Von all diesen Dingen ist in Meyers Briefen die Rede; Meyer selbst schaute von dem Ufer der Besonnenheit in diese zischenden Strudel hinein. Und Besonnenheit galt es zu wahren, als er nochmals, zu Beginn der Sechziger Jahre, nachdem Riggenbach zu Genf an einer Versammlung der evangelischen Allianz einen Vortrag gehalten hatte über das Thema „Der heutige Rationalismus, besonders in der deutschen Schweiz", zwischen die beiden ihm so lieben Freunde zu stehen kam, die sich in den „Zeitstimmen" heftig befehdeten. Der Streit selbst berührt uns hier nicht so sehr, als die feine Art und hohe Gerechtigkeit, womit Meyer unbeirrbar den Schiedsrichter macht. Da hatte er stets das Gefühl, zwischen Tür und Angel zu stehen, oder von beiden Seiten Tritte zu bekommen. Bezeichnenderweise fehlt ihm in den „Zeitstimmen" das „stärkende Gebet", der „handfeste alte Gottvater"; mit der Biedermannschen Terminologie, aus Hegel geschöpft, dem „reinen Geist", dem „endlichen Geist", weiß er nicht viel anzufangen. „Eure Atmosphäre mag reiner, feiner sein, aber für gemeine Lungen ist sie zu dünn" .... schreibt er einmal. Er gesteht den Streitenden wohl das Recht zu, „einen Sedel höher zu steigen und dort eure Weise zu pfeifen," er selbst aber will in geistlichen Dingen nicht zu wunderfitzig sein; ihm gefällt, wer Toleranz übt. Fein charakterisiert er eines jeden Kampfmittel und Methode: an Biedermann anerkennt er die Logik, die dialektische Gewandtheit, die philosophische Schärfe, den würdigen Ton; an Riggenbach zieht ihn an „der höchst würdige, gemessene oder eher gedrungene, gleichsam von seinem Gewissen gepreßte Stil." Und mit feinem Abwägen der beidseitigen Vorzüge spricht er „dem Zürcher die elastischere und leichtere Natur, dem Basler die größere Zähigkeit, ethische Spannung und Schwere" zu. Im weiteren Verlauf sodann, wie die Polemik einen gereizteren, persönlicheren Ton annimmt, sagt er Biedermann bittere Wahrheiten, sucht von der Fortsetzung abzuraten und bedeutet resigniert, der Verlust sei größer als der Gewinnst. Seine rückhaltlose Offenheit, welche im Interesse der Wahrheit auch vor peinlichen Vorhaltungen nicht zurückscheute, seine Ehrlichkeit und Geradheit konnten doch nie verletzen, weil man dahinter eben den größten sachlichen Ernst und eine Treue der Gesinnung spürte, wie sie selten sind. Kein anderer konnte denn auch so kurz und treffend Meyers religiöse Stellung zeichnen, als es Biedermann in seinem Nekrolog in der „Neuen Zürcher Zeitung" getan hat: „Die offizielle Fasson des Christentums, die ihm etwa der kirchliche Theologe bot, war ihm zu massiv, und die Vergeistigung derselben im Denken des Philosophen zu dürftig für seinen Hausgebrauch." ....

Diese Briefe sind aber nicht nur für religiöse und theologische Fragen wichtig; der ganze Briefwechsel Meyer-Biedermann ist eine geistige Fundgrube schlechthin. Was zwei so lebenstüchtige und mitten in den Strömungen der Gegenwart stehende Männer bewegen kann, kommt darin zur Sprache, außer der schriftstellerischen Arbeit Persönliches und Berufliches, Universitätsangelegenheiten oder „Nouvellen" (etwa von Köbi, der in Rom schwelge, Bericht über Fr. Th. Vischers Befinden, über Freund Lotz und seine Färberei, über Pfarrer Heß, bei dem es wieder bedenklich rappele); es finden sich Berichte über politische Ereignisse, Seuchen; über Familienverhältnisse oder Ferienpläne wird verhandelt. Und immer erfreut Meyer durch seinen saftigen, bildhaften, so ganz und gar gegenständlichen Stil, der das Lesen seiner Briefe zum reinsten Genusse macht. Dem Charakterologen müßte dabei auffallen, wie frühe schon seine Schrift einen fertigen, ausgeprägten Charakter zeigt, der sich nur zu Zeiten größter Überlastung mit Amtsgeschäften etwas verflüchtigt und verwischt. Und wohltuend wirkt sein gesunder Menschenverstand, erfrischend vor allem sein köstlicher, trockener Humor und sein Witz, der bald Personen und Situationen blitzartig beleuchtet, bald über die ernsthaftesten Gegenstände einen freundlichen Lichtschimmer ausgießt. Bei Anlaß der Berufung des gemeinsamen Freundes Riggenbach von seiner Baselbieter Pfarrgemeinde auf den theologischen Lehrstuhl heißt es (1851), „Riggenbach habe sich mit seinem Jawort lange gesträubt, bis die drei Weisen aus dem Morgenlande, Müller, Hagenbach und

Wackernagel mit Gold, Weihrauch und Myrrhen, die in drei Briefen verpackt, nach Bennwyl gesandt wurden, die ihn mit seiner Gemeinde verbindende Nabelschnur durchschnitten." Und 1856 wird der Neuenburger Handel drastisch als „Eiße" bezeichnet, bei der jetzt der Butzen heraus sei. Und ein heiteres Bild entrollt sich in der Bedrängnis der Neujahrszeit 1861, wo Meyer an seinem „Winkelried" schreibt: „Ich ließ bei 12° R. unter 0 die Ritter vor Hitze ersticken, österreichische und eidgenössische Banner wehen, während an meinem Ofen die nicht trocknenden Windeln und Fudilumpen meines Stammhalters flatterten." ... Und echt baslerisch fließt etwa auch ein Hieb auf die hellenistischen Gefilde Limmat-Athens mit ein.

Meyer-Merian war der geborene Freund, der an allem, was seine Freunde betraf, lebhaftesten Anteil nehmen konnte, der vermittelte, wo es not tat, der jeden in seiner Eigenart verstand, und trug und duldete, der wie ein Dichter seine schöpferische Freude empfand an der Mannigfaltigkeit der Kostgänger Gottes und keinen nach seiner Schablone ummodeln wollte. Deshalb sind seine Briefe auch so reizvoll; der Briefschreiber Meyer steht in manchem Punkte über dem schaffenden Schriftsteller.

Wie Meyer in seinen Briefen sich gab, so tat er auch im Verkehr des alltäglichen Lebens. Er war kein Leisetreter, keiner von denen, die aus Furcht, anzustoßen und Sympathien zu verscherzen, nach allen Seiten hin den Liebenswürdigen machen. Er konnte in seiner Geradheit derb, abstoßend, in seiner Offenheit unverbindlich, absprechend, herausfahrend, rauh und schroff sein. Das Charakterbild, welches Oeri aus genauester Kenntnis heraus seiner Biographie angehängt hat, ist jedenfalls durchaus zutreffend; Meyer erscheint darin gar nicht geschmeichelt. Aber er versöhnte jeweils wieder durch verläßliche Treue und Anhänglichkeit, durch bescheidenes Zugeben seiner Fehler oder Irrtümer und durch eine tiefe Herzensgüte und Keuschheit des Gefühls, das eher zu wenig als zu viel laut werden ließ, um ja nicht unwahr zu werden. Es ist schade, daß gerade aus seinen reifsten Jahren kein Tagebuch von seinem Innern spricht; offenbar fehlte in der sich häufenden Vielgeschäftigkeit die Muße und Ruhe dazu; die Briefe müssen ein solches ersetzen. Was in dem Gedicht „Noch immer jung" sein Lehrer W. Wackernagel von sich selber singt, nämlich, daß er gegen Schlechtigkeit und Dünkel und Unverstand immer noch „unschmiegsam und unfügsam" sei, das ist Meyer wie auf den Leib geschrieben. Auch er wäre imstande gewesen, so eine Selbstschau zu schließen wie Wackernagel:

„Herr Gott Vater, ich danke dir,
Daß ich glaubend erfassen,
Daß ich stoßen noch kann von mir,
Noch kann lieben und hassen." ...

Immer größere Ansprüche stellte das Leben an den Mann. Auch daraus ist viel Rauheit seines Wesens zu erklären. Um so mehr flüchtete sich alles Milde, Feine, Zarte, Gefühlvolle in sein Dichten und in die engste Sphäre, sein Haus, seine Familie. Ende 1859 berichtet er an seinen Freund von einer glücklich überstandenen Krankheit seiner Frau und von seiner Hoffnung auf einen „Nesthopper" „nach zehn Jahren Feiertag." Wenn es ein Bube ist, soll er gleich eine eidgenössische Uniform für die „Stürme des Lebens" haben. Und am 15. Mai 1860 geht sein Herzenswunsch in Erfüllung, es wird ihm ein Sohn Karl Theodor geboren, und er hat Gelegenheit, „zärtlicher Ehemann, Hebamme, Tröster, Vorgängerin und Doktor wie gewöhnlich in einem Stücke" zu sein.

Es ist ein ungeheures Maß von Geistesarbeit, das Meyer in den zwei Dutzend Jahren seit seiner Doktordissertation neben seinem ärztlichen Beruf und seinen vielen Direktionsgeschäften noch hat bewältigen können. Die medizinischen, sozialpolitischen und historischen Arbeiten nicht gerechnet, übersteigt nur schon die Zahl seiner literarisch-poetischen Arbeiten größerer oder kleinerer Art das zweite Dutzend, wobei erst noch die paar Jahrgänge seiner Kalender als einmalige Veröffentlichung gezählt sind. Und nach seinem Tode lag noch allerlei Fertiges im Manuskript da und dazu eine Fülle Material

für eine Geschichte seiner Anstalt. Das konnte nur leisten, wer die Nacht zum Tage machte. Wie mancher schlichte Leser seiner Kalender, — und diese haben, wie das Vorwort zum Jahrgang 1854 des „Hausboten" besagt, dem Autor am meisten am Herzen gelegen — konnte auch von dem Kalendermacher rühmen, daß „seine durchgewachten Nächte" ihm „den Tag erhellt" hätten. Wie weit diese übermenschliche Anstrengung schuld ist an dem vorzeitigen Zusammenbrechen des sonst so kernfesten Mannes, bleibe dahingestellt. Genug: Meyer ging erst in den letzten Jahren seines fünften Jahrzehnts, da senkten sich auch schon die Abendschatten über seinen Tag. —

Die Briefe aus den letzten Jahren machen da und dort den Eindruck der Müdigkeit, als ob die geistige und körperliche Elastizität nicht mehr dieselbe wäre wie früher. Im Dezember 1865 steht die Klage über schlechten Schlaf und Schlottern in den Kleidern (bei gutem Appetite) zu lesen; im übrigen aber befindet sich Meyer „kräftiger, wohler und mutiger als lange". Noch wehrt sich sein ungebrochener Lebensmut; nach einer Schilderung der vielen auf ihn andringenden Dinge schreibt er getrost: „wem Gott viel aufbürdet, dem gibt er auch vermehrte Kraft zu tragen! ein alter, schöner und erprobter Spruch...." Aber ein andermal ist er wieder der „vielgehetzte, nach Luft schnappende Theodor..." Die Typhusepidemien jener Jahre haben ihn mehrmals um die so nötigen Ferien gebracht. Wo er aber in seine lieben Berge wandern kann, da ist er rasch wieder der Alte. „Berg und Bergluft und den Kummet eine Weile vom Halse — wieviel ist dies nicht schon wert..!" Von seinen Sommeraufenthalten, die er stets in durstigen Zügen genoß, und seinen Bergwanderungen, z. B. im Engadin, von denen er anziehende Beschreibungen seit jeher hinterließ und mehrfach auch in Druck gab, wäre auch noch zu sprechen gewesen. Und daheim brachte ihm Sonntags ein einsamer Gang, etwa durch die Hard nach dem Roten Hause, und dann mit der Fähre über den Rhein nach Grenzach und heim etwelche Erholung. Aber etwas wie elegische Abendstimmung klingt doch aus den Dezemberbriefen von 1866, wenn er wehmütig der Verluste lieber Verwandter gedenkt. Er gibt die ernstere Stimmung zu, will aber beileibe nicht traurig sein noch scheinen. Und doch sind ihm die Festtage nachgerade Tage, „wo einem Sammlung lieber wird als Zerstreuung." Aber er will bei den Verlusten nicht an den „ausgeglommenen Docht denken, sondern an die freundliche wärmende Flamme von ehemals..", er will „über dem Dahingegangenen.. das Bleibende nicht vergessen, nein, nur lieber es an uns anschließen..." Das sind ahnungsvolle Vorklänge.

Noch sollte ihm aber das folgende Frühjahr eine große Freude bringen. Im März 1867 führten die Zofinger in Solothurn sein Drama „Samuel Henzi" auf und luden ihn dazu ein. Charakteristisch genug, wie er sich inkognito in eine Loge begibt, vom Landammann Vigier, der alles betrieben hat, und den er für einen literarisch tätigen Schulmeister hält, ebenso inkognito dort aufgesucht wird, wie er, von Musensöhnen dann doch erkannt, noch einen 2. Akt mitmachen muß, „bis 1/2 4 Uhr hocken bleibt und mit den Jungen jung ist", dann eifrig die Zeitungsreferate notiert, aber doch sagen muß, mehr als alles gedruckte Lob hätten ihn die Stunden in Solothurn gefreut! Und ebenso charakteristisch, wie den im Eisenbahnzuge glorreich Heimkehrenden der treue Freund Oeri bei strömendem Regen unterm Regenschirm vom Pfarrgarten zu Lausen aus vorbeifahren sieht; Oeri hatte nicht dabei sein können; er wollte die Freundesteilnahme wenigstens so zum Ausdruck bringen! Das ist ein Stücklein Poesie des Lebens, wohl wert aufgezeichnet zu werden!

Und noch einmal liegt der ganze Th. Meyer-Merian in der Art, wie er seine letzte Krankheit trug, und wie sein Sterben verlief. Im Sommer 1867 hatte er, von häufigem Unwohlsein befallen, Erholung gesucht am Vierwaldstättersee und auf seinem geliebten Stoß am Frohnalpstock, war aber schwer erkrankt heimgekehrt. Er selbst hielt seine Krankheit für ein Schleimfieber, so sehr die behandelnden Ärzte ihm auch die Wahrheit nahe legten. Professor Liebermeister hatte sie als Krebs erkannt. Im November berichtet Oeri darüber an Biedermann, und am 5. Dezember tief in der Nacht meldet er

ihm in Kürze das eben erfolgte Ableben. Er hatte den letzten Willen aufzeichnen müssen, wonach Meyer für sein Leichenbegängnis nur ein Gebet bestimmte und sich alle herkömmliche Loberei verbat. Mit Dank gegen Gott und seine Gattin für alle empfangenen Wohltaten sei er gestorben, nachdem er noch kurz vorher den Freunden seine Dissertation eingehändigt zum Zeichen, daß er nunmehr um seine Krankheit wisse. Oeri, so berichtet später Frau Leonore an den Zürcher Freund, sei überrascht gewesen von dem lebendigen und so freudig bekannten Christentum Theodors; er habe aber zu viel darin gelesen, meint sie, und damit bewiesen, daß er ihrem Theodor im Leben doch nicht ganz so nahe gestanden hätte. Wenn er das freudig heitere Gottesvertrauen in etwas salbungsvolle Stimmungen umwandle in seiner Biographie, so hätte ihr Mann wohl nur mit ironischem Bedauern dazu gelächelt. Darin mag sie recht haben; vielleicht aber auch, daß sie selber das Wesen dieser Männerfreundschaft nicht bis ins Letzte erfaßt hat, daß gerade eine so herbe Mannesnatur wie Meyer-Merian auch dem nächsten Freund sein Letztes nie hat preisgeben können.

Ein schönes Zeugnis aber für die Unvergänglichkeit seines Wirkens nicht sowohl durch Wort und Schrift, als vielmehr durch Wesen und Wandel liegt in den Briefen, die seine Witwe hernach an Biedermann gerichtet hat. Es ist, als ob von dem Geiste des Frühverstorbenen etwas auf sie übergegangen wäre. Nichts von der herkömmlichen Niedergeschlagenheit! In allem Leid fühlt sie sich „unendlich reich in dem herrlichen Vermächtnis in Worten und Erinnerungen, das er ihr gelassen.“ Schmerzlich trat die Lücke allen zum Bewußtsein: dringend bittet Oeri Biedermann, sich bei dem bösen Winterwetter zu schonen, denn „die Lücke ist jetzt groß genug im Freundeskreise.“ Schmerzlich mag ihm dann am Sonntag drauf bei der Bestattung die Strophe im Ohr geklungen haben, die einst sein Theodor selber von „Einem Leben“ gedichtet hatte:

„Und ruhig geht die Erde den alten Weg,
Ein Freund nur steht am Hügel dann wohl und spricht:
‚Er war ein Mensch, ihn kannten Wen'ge,
Aber es liebten ihn, die ihn kannten.‘“ —

Wie die kurze Übersicht über Meyer-Merians Entwicklung lehrt, hat sich der Schriftsteller auf den verschiedensten Gebieten poetischer Hervorbringung getummelt: er hat die Liederdichtung in Schriftsprache und Mundart gepflegt, hat Dramatisches geschrieben, größere und kleinere Erzählungen verfaßt, sich mit Glück auf die Kunstidylle geworfen und mit noch größerem Gelingen sich in kleinen Geschichten, Skizzen und Bildern ausgegeben. Alle diese Felder seiner emsigen Tätigkeit sollen im folgenden einzeln betrachtet werden, und zwar in der Reihenfolge, wie die Gattungen des Schaffens sich in seinem Leben hervorgewagt haben und er selber ihnen nahegetreten ist. Dabei wird sich erweisen, wie die rastlos und restlos genützte Zeit und Kraft dieses Schriftstellerdasein in einer schönen Steigerung der Leistungen aufgebaut hat, die ihm selbst und den Zeitgenossen wohl noch nicht zum Bewußtsein kam, sondern erst dem prüfenden und ordnenden Historiker hat faßbar werden können.

Über Th. Meyer-Merian als Liederdichter hat schon Adolf Socin im Neujahrsblatt für 1896 (Nr. 74) gehandelt; wenn er auch den Stoff nicht erschöpft, so sind doch die Resultate schon vorweggenommen und können heute noch voll unterschrieben werden. Immerhin ist mit dem Fortschritt der Forschung im allgemeinen und der Aufhellung des Lebensganzen im besondern noch manches hinzugekommen, so daß es sich wohl verlohnt, auch von dieser Seite Meyer-Merianscher Dichtkunst noch einmal zusammenfassend zu sprechen.

Von Meyer-Merian sind zu seinen Lebzeiten dreimal Gedichtbändchen an die Öffentlichkeit getreten: 1844 erschien zu Zürich jener anonyme Druck „Aus den Liedern eines Schweizers". Das Bändchen steckt, wie oben ausgeführt wird, voll jugendlicher Begeisterung für Abtragen alter Altäre und voll Zorn gegen ödes Herkommen in Staat und Kirche. Der Dichter ist dort in der Herweghschen Gedankenwelt des berüchtigten „Reißt die Kreuze aus der Erden" befangen. Das verwundert heute um so weniger, wo wir die lange Reihe großer Dichter überschauen, die dem Zauber und der fortreißenden Wucht des „Lebendigen" rettungslos verfallen waren, voran Meister Gottfr. Keller, aber auch der so viel bedächtigere Ringer C. F. Meyer. Auch seine Gedichte beweisen, wie so viele politische Lyrik, wie gefährlich politischer und religiöser Radikalismus der Poesie werden kann. Da das Büchlein den Verfasser wesentlich von der politischen Zeitstimmung erfaßt zeigt, ist das Hauptsächlichste darüber im Zusammenhang mit seinem Leben gesagt worden, und es braucht hier nur nochmals darauf verwiesen zu werden. Mit der Zeit selber ist diese Zeitdichtung rasch vergessen worden. Zeitlose Liederdichtung hat mehr Aussicht auf dauerndes Interesse. So ist der Liederdichter Meyer in breiteren Kreisen erst durch seine zwei Bändchen Mundartgedichte so recht bekannt geworden, die „Wintermayeli" von 1857 und „Us der Heimet. Ein neues Büscheli Wintermayeli" vom Jahre 1860. Dieser Dialektdichtung geht aber vorauf eine reichliche hochdeutsche Produktion; sie reicht zurück bis in die Studentenjahre, steht zerstreut in der „Weihnachtsgabe für die Wasserbeschädigten der Schweiz" und den Jahrgängen der von J. R. Wyß einst gegründeten, dann von Hagenbach, Wackernagel und Fröhlich neu herausgegebenen „Alpenrosen" oder lag handschriftlich in der Mappe des Dichters, der sie dann J. J. Oeri als reichen, allzu reichen Anhang an das Lebensbild entnommen hat. Die Gedichte zeigen den jungen Dichter noch in den Spuren Uhlands und Chamissos. Die „Naturbetrachtung eines Gelehrten" (1841) mahnt in Ton und Gehalt stark an Uhlands „Frühlingslied des Rezensenten", und „Der Zentralamerika" (scil. Dampfer) ist nichts als eine Schiffbruchgeschichte in Terzinen ähnlich „Salas y Gomez" von Chamisso. Es ist viel Wanderlust und Naturseligkeit in diesen Versen; auch die Hymnenform freier Rhythmen kommt vor, sogar die antike alkäische Ode, daneben das Sonett; man erkennt den guten

Wackernagelschen Schulsack, der dem Poesiebegeisterten über die Schwierigkeiten des Technischen hinweghilft. Aber Socin urteilt doch reichlich scharf, wenn er von gereimter Prosa spricht und kaum ein halbes Dutzend als vollwertig anerkennen will. Wohl fehlt die zwingende Übereinstimmung von Gehalt und Form, wie die zahlreichen Verlegenheits-e beweisen in „strahlet, hebet, löset" u. dgl. m., es fehlt die starke Eigenart und fehlt vor allem dem Unmusikalischen der Sinn für musikalischen Fluß und Schmelz, fehlt der echte Liederton; aber es ist doch manches poetisch Empfundene da, wenn auch dünn von Gehalt, und es ist sprachlich flott und keck Geformtes darunter, besonders wo sich Satire und epigrammatische Zuspitzung hervorwagen können, so in dem nicht mehr datierbaren Gedicht „Zum Besten der Pharisäer und Schriftgelehrten":

„Und käme noch heute der Herre Christ,
Wie er vor Zeiten gekommen ist,
Und wollte die Ruh' euch stören;
Ihr holtet sein eignes Wort herbei
Und würdet, daß er ein Ketzer sei,
Aufs Evangelium schwören" . . . .

oder in der „Epistel an einen Freund", deren Schlußstrophe (von 1848) schon den Meyer-Merian der kommenden reifen Zeit in Umrissen zu skizzieren scheint mit seiner Hochschätzung alter gutbürgerlicher Gesinnung. Anderes, so gelegentliche Festgedichte, zeigen Ähnlichkeit mit Wackernagels entsprechenden Gelegenheitstoasten, ohne jedoch deren sprachliche Prägung und pointierte Geistigkeit zu erreichen.

Ein klares Bekenntnis zu seinem Lieblingsdichter Hebel enthalten die ersten Mundartgedichte der „Wintermayeli"; die Liebe seiner Gymnasiastenzeit hatte sich also noch vertieft. Ja nur zu sehr hatte sich der Jünger in den Meister verloren; es ist zwar, trotz des Dichters nachträglichem Geständnis, es sei ihm damit nicht so geraten, wie er es hätte haben wollen, viel sinnige Betrachtung des Menschen-, Tier- und Naturlebens darin, auch schon der Kinderwelt, allein die Anlehnung an das Vorbild ist stellenweise auch gar zu greifbar. Und das im Großen und im Kleinen, in Idee und ethischer Haltung oder Struktur des Gedichts wie in kleinen Einzelzügen. Hebels Mittel der Personifikation ist auch vorhanden. Besonders die großen erzählenden Gedichte und Idyllen des Alemannen haben untilgbare Spuren bei dem Basler hinterlassen. Der „Birsig" ist ähnlich gehalten wie „Die Wiese"; „Uf em Gottesacker" mit seiner Schilderung von Werden und Vergehen und Aufwachen am „Tag" und den Worten des guten Hirten enthält starke Anklänge an die „Vergänglichkeit" und den „Geisterbesuch". Wie in den „Basler Leckerli" die Lehren der Mutter mit den Stadien des Teigzubereitens verbunden werden, gemahnt an „das Habermus", dazu kommt dann noch eine schwache Reminiszenz aus Schillers Glocke. Der Gelterkinderbott von „Anno 1833", welcher die Nöte des Jahres in einer großen Vision voraus verkündet, scheint ein Verwandter des Vaters in der „Vergänglichkeit", und wie das Thema der alten und der neuen Zeit mit ihrer Eisenbahn, ihren Fabriken, ihrem Hasten und Jagen nach dem Mammon auf einem Spaziergang nach Kleinhüningen abgewandelt wird, das ist eine kleine Variation zum großen Thema desselben Hebelschen Kleinods.

Wie Hebel liebt Meyer die größeren Gedichte mit einem Anruf zu beginnen „Lyseli, kumm", „Hanseli, kumm" . . .; lehrhafter Schluß oder epigrammatische Spitze stehen auch ihm wohl zu Gesichte; Vogelsang als Trost im Menschenleid kennt er so gut wie Hebel in den „Marktweibern" und in „Hephata". . .; überhaupt zeigt sich erst im liebevollen Versenken ins Kleinleben die Verschiedenheit bei der Ähnlichkeit, ein Anfang zur Selbständigkeit, das eigene poetische Erlebnis. Es ist noch nicht überall mit sicherem Griff festgehalten; manches hebt mit lebendiger Bildkraft an, um dann in zu redseliger

Breite die Anschaulichkeit einzubüßen. Und es stimmt nachdenklich, daß eines der besten, wie schon Socin hervorhebt, zugleich eines der frühesten ist, „Der B'such":

„Was strychsch denn ammer au verby,
Du Bysi du, und machsch miau?
De musch doch kei so Fegnest sy!
Was strecksch di so? wo fehlt's der au?

De hesch hit früh Fyrobe g'macht,
Und 's Spinne stoht der doch wohl a;
Dy Rädli schnurrt sunst bis in d' Nacht,
Meng Spinnere es nit so ka!

Jä so, isch's das? Jetz merk i scho:
Er thut si mutze no, der Fratz,
Und schleckt die weiche Döpli; jo
De bisch en eigetligi Katz!

Es strycht am Sesselbei verby
Und glättet dra sy pelzig Kleid,
Leit jedes Hörli, wie's soll sy,
Und putzt und bürstet, 's isch e Freud.

So sag, wohi witt au no hit?
Gosch eppe z'Licht no in dym Gstaat?
Sunst mutzt me si für z'Nacht just nit,
Und 's regnet duß, 's wär für di Schad.

Was lugsch mi jetz so g'späßig a?
De hesch nyt Guts im Sinn, los, los! —
Es nimmt e Gump — du Schelm, aha!
Hesch wölle zu mer ko uf d'Schooß!

Nei, nei! i bruch kei Zytvertryb.
Gosch nit? — Du Spitzbub weisch es scho,
Daß y di gern ha! Nu so blyb,
Doch 's nächst Mol jag' di g'wiß dervo!"

Am meisten bekannt geworden durch die Lesebücher ist wohl „Frühligssunne":

„Lug use: Der Winter
Isch uf und dervo,
Im Sunneschyn z'mitze
Jetz d'Vögeli sitze
Und pfyfe-n-em noh!" u. s. f.

mit seinem heitern Rhythmus und der glücklichen fünfzeiligen Strophenform, für die Meyer überhaupt eine Vorliebe hat, gibt sie doch mit der Reimstellung a, b, c, c, b Gelegenheit, überquellendem Gefühl oder sich häufender Anschauung mit dem Reimpaar c c charakteristischen Ausdruck zu verleihen.

Die beiden Gedichte mögen auch dastehen als Proben für die Mundart Meyers und ihre sprachliche Handhabung und Schreibung. Sind sie nach Wortschatz, Wortstellung und Wortform freier als andere von Gezwungenem oder Nichtmundartlichem, so zeigen sie sonst noch zur Genüge, wo die Schwierigkeiten liegen; es herrscht noch gar kein System und keine Folgerichtigkeit in der Schreibung der Selbstlaute und der Mitlaute. Das mag bei einem Schüler Wilh. Wackernagels verwunderlich erscheinen, findet aber seine Erklärung im damaligen Stand der Dialektforschung überhaupt; haben doch heute die Hebel-Herausgeber noch keine Einigkeit bei ihren Texten erzielt. Meyer schreibt z. B. „für alle", „Mutter", „am Nyne", „rüfe" (f. riefe), „e menge Johr", „lug" (f. lueg), „verwundert", „nebezu" u. s. f. und zwar durchaus nicht bloß aus Reimnot. Sein Baseldeutsch ist überhaupt nicht so echt wie z. B. das der Emma Kron oder der Elisabeth Hetzel; die häusliche Sphäre, in der sich die Frau doch meist bewegt, wirkt hier erhaltend, während dem Mann von gelehrtem Beruf das Studium, Bücherlesen und wissenschaftliche Denken leicht auch seine Mundart verderben und ihr ihre Natürlichkeit und Frische nehmen. Immerhin hat auch Meyer noch einzelne altertümliche Formen treu bewahrt; auch einzelne Wörter, die längst ausgestorben oder auf dem Aussterbeetat sind, finden sich noch bei ihm, wie z. B. „Gjäbles" für nervöses Hasten, „Pflartsche" für nicht aufgegangene Teigmasse, „tschupe" für frösteln, und das sprachlich dunkle „Zywudel" für kotbespritzter Rocksaum u. a. m. Ob die Überlieferung Recht hat, Meyer habe das meiste erst hochdeutsch entworfen und dann in die Mundart übertragen, kann heute wohl nicht mehr entschieden werden. Wenn aber an Hand von Meyers Dialektsachen Socin im Gelungenen einen „Fingerzeig für die Schranken der Mundart" sieht und Jakob Probst Recht gibt, der der Mundart nur einen „kleinen Horizont" (für leichten Liebeston, heimeligen Stadtklatsch oder allenfalls elegische Stimmung) zuerkennt, so ist das doch nur im allgemeinen richtig. Welch feierlichen Klang nimmt unser Dialekt doch schon im Munde Jakob Burckhardts an! Ein bedeutender Dichter müßte auch imstande sein, ihr einen starken, ernsten Vollklang zu entlocken. Gemeinhin wird angenommen, die vermehrte Pflege der Dialektpoesie in den Fünfziger Jahren stehe im Zusammenhange mit dem Fehlschlag der 48er Hoffnungen; der habe eine Einkehr im engsten Kreise stark begünstigt. Daß das für Meyer-Merian zutrifft, ist zu bezweifeln; viel eher mag das Hebeljahr 1860 mit der Feier des 100. Geburtstages eine Erhöhung der Mundartbegeisterung hervorgerufen haben; dem Andenken des alemannischen Sängers ist denn auch das zweite Bändchen gewidmet. Auch hier ist noch viel Hebelnachahmung; einige Stücke aber, idyllische oder elegisch-beschauliche, tragen eine wirklich stark persönliche Note und machen das Büchlein, über das das Urteil sonst unter Freunden Meyerscher Dichtung nicht so günstig lautet, wertvoll. Gleich das erste Gedicht, in dem mit Absicht in Hebelreminiszenzen geschwelgt wird, enthält eine warme Huldigung; Hebel wird hier fast wie eine Art Lebensführer hingemalt. Da trägt nämlich ein Unzufriedener seine wüste Laune hinaus vor die Stadt; nun begegnet ihm an der Wiese ein freundlicher alter Herr und nimmt ihn im Verlauf des Gesprächs ins Gebet; er ist ein Naturfreund wie kein zweiter; ist es wohl der „Wiesenbammert"? Blumen, Käfer, Spinnlein, alles erregt seine Teilnahme, und gar die Menschen, junge Liebesleute, Alte, Betagte; ans Röttler Schloß knüpft er die ernste Ermunterung an, zu genießen, solange Gott das Leben gebe, und dazu die besinnliche Frage „wie lange?" Darauf gedehntes Schweigen, Hinweis auf den Abendstern und die Mahnung zur Umkehr in die Stadt. Der so freundlich Belehrte hat seine Zufriedenheit wieder gefunden. Schade, daß der Dichter eine banale Schlußwendung angehängt hat; die Idee: Hebel auf gut Hebelisch wie seinen Denglegeist die Menschen belehrend und bessernd auftreten zu lassen, ist originell genug. Das Gedicht zeigt, wie auch ein literarisches Leseerlebnis selbst wieder zum poetischen werden kann. Unter den Liedformen ist wohlgeraten „'s regelet" mit seinem Ineinandergehen von trübem Regentag und Gemütsstimmung des vom Liebsten verlassenen Mägdleins, unter den beschaulichen Gedichten „Uf em Münsterturm" mit seiner Lebensüberschau des Weitgewanderten; das beste Gedicht aber ist

unstreitig der „Häfelimärt"; hier ist frisch beobachtete Wirklichkeit, treffliche Charakterisierung der wenigen Personen, schalkhafter Humor und zarte andeutende Behandlung geheimen Seelenlebens zu einer Szene von lauterer idyllischer Poesie zusammengeflossen; hier ist wirklich einmal alles, was Meyer sagen wollte, ohne viel unnütze Worte in dichterische Anschauung aufgegangen.

Andere, handschriftlich erhaltene Gedichte zeigen den Liebhaber alter, schwindender Stadtpartien oder den am Ergehen der Familie oder der Studiengenossen humor- und gemütvoll teilnehmenden Freund; Gelegenheitsdichtungen, wie sie gute Menschen und witzige Köpfe gerne zur Verschönerung des Lebens in Haus, Familie und Bekanntenkreise liefern. Epigrammatisches, Reflektierendes oder Halbepisches gelingen zuweilen überraschend; hält man aber alles übrige an den Kanon dessen, was z. B. nach Frau v. Ebner-Eschenbachs „kleinem Lied" zum richtigen Lied gehört, so kann Meyer nicht als Lyriker gelten. Es heißt dort:

„Es liegt darin ein wenig Klang, Ein wenig Wohllaut und Gesang Und eine ganze Seele."

Seele und Empfinden ist da und redlicher Wille, aber die echt lyrische Beschwingtheit mit Klang und Wohllaut und Sangbarkeit bleibt aus.

Mit dreiunddreißig Jahren hat Meyer-Merian sein erstes Drama geschrieben, den „Adalbert Meyer“ (wenn man wenigstens dramatische Jugendversuche nicht mitzählt), vor seiner ernst zu nehmenden Lyrik, vor seinen großen Erzählungen, und bevor ihm die epische Kleinkunst am Herzen lag. Er ist dieser ersten Liebe treu geblieben, wenn auch mit wechselndem Glücke und wechselnder Befriedigung; in seinem Todesjahr ist das Drama erschienen, dessen Aufführung beizuwohnen ihm noch vergönnt war, sein geliebter „Henzi“. Zwischen diesen Endstationen liegen seine Versuche in satirischen Komödien, sein Fortschreiten zum vaterländischen Drama hohen Stils, dem „Winkelried“, und wiederum die Rückkehr zum Volksschauspiel mit dem Stück „Alte und neue Liebe oder die Mühle von Stansstad“. Wie bei so manchem Dichter war auch für ihn das Drama die stark umworbene Schöne, die in spröder Zurückhaltung lange genährte Hoffnungen stets neu belebt, ohne sie je ganz zu erfüllen, die etwa einmal ein verheißungsvolles Lächeln schenkt, dann wieder hinhält und den Bewerber nie ganz ans Ziel herankommen läßt. Die deutsche Literaturgeschichte weiß viel von solchen Dramatikern zu berichten; jedenfalls aber gehörte Meyer-Merian nicht zu jenen, die ein Mißerfolg oder ein halber Erfolg unglücklich gemacht hat. In den Freundesbriefen stößt man immer wieder auf die glaubwürdige Versicherung, daß er seinen Geisteskindern gegenüber (speziell den dramatischen) ein rechter Rabenvater sei, der sich später nicht mehr um sie kümmere; daß ihm vollständig gleichgültig sei, was für „weitere oder engere Ringe der fallende Tropfen im Ozean der Literatur“ bilde, ob das Ding „verketzert“ werde und den „großen Bach spurlos“ hinabgehe und dergleichen mehr; Hauptsache ist ihm, „daß er sich für seine Person den fraglichen Käse vom Halse geschafft“... Einzig beim „Winkelried“ hat er sich so „mit der Sache identifiziert“, daß ihm eine gar zu strenge Kritik „doch fast ins Herz geschnitten hätte“.

Der „Adalbert Meyer“, ein historisches Drama des 17. Jahrhunderts, in 5 Akten, sein Erstling, gibt die Geschichte eines Basler Ratsherrn, der es durch sein charaktervolles Eintreten für das Recht mit allen andern verdirbt; besonders schlecht ist auf ihn die Geistlichkeit zu sprechen und ihr Anführer, Pfarrer Ryff, dessen hierarchische Übergriffe Meyer im Namen des Alten Rats zurückweist. Er gibt sich, seiner Zeit voran, mit chemischen Forschungen ab und steht darum bald im Geruche der Schwarzkunst. Seine bigotte Frau, eine eifrige Kirchgängerin Ryffs, denunziert ihn aus Gewissensbedenken. Da er nun gar noch für einen verfolgten Juden ein Wort einlegt, wird die Kirche ihm aufsässig als einem Ungläubigen. Der gefolterte Jude macht lügnerische Angaben über den Ratsherrn, er faselt von einem Zauberspiegel, in dem Meyer seine Neider sehe z. B. Ryff, infolge deren Adalbert samt seinem Schwiegersohn Germann gefänglich eingezogen wird. In der Haft bleibt dem Ärmsten nichts erspart; er muß hören, wie die feigen Mitbürger vor seinem Hause Skandal verübt haben; daß es sein Weib war, die ihn verraten; wie die widerfahrene Ungerechtigkeit den Schwiegersohn wahnsinnig gemacht hat; wie sein Besitz gepfändet worden ist. Der ihn besuchende Pfaffe erreicht nichts, so wenig als dem Gefangenen die Reue seines Weibes und seines leichtfertigen Sohnes vor dem Turm etwas helfen. Schwerkrank, verfaßt er noch eine Rechtfertigungsschrift, übergibt sie aber stolz den Flammen und widersteht allen geistlichen Bekehrungsversuchen in dem Vertrauen: „Gott aber richtet anders als die Welt“.

Das Stück spielt also in des Dichters Vaterstadt und ist aufgebaut auf der kurzen Notiz einer ungedruckten Chronik (über den geschichtlichen Stoff hat Eckenstein-Schröter geschrieben); es wahrt den leise archaistischen Ton gut mit seinen Reimpaaren; man wünschte ihnen nur hie und da noch etwas mehr sprachliches Mark. Es zeigt, wie der junge Dramatiker sich nicht mit der Dramatisierung einer

Chronikanekdote begnügt, sondern höher hinaus will; er gestaltet die Geschichte um zum Kampf eines freieren Geistes gegen die Vorurteile philiströser Alltäglichkeit; an politischer und religiöser Beschränktheit kommt der Held zu Falle. Nach Gehalt und Haltung gehört das Stück also noch in die Nähe der lyrischen Brausejahre. Es ist ein wirkungsvolles Stück, lebendig in der Szenenführung, kräftig in der Vorführung der treulosen Bürgermasse, herb ironisch in der Zeichnung der Freunde, die an der Hetze gegen den Helden mittun aus Feigheit, weil man „auf sie schaut", weil „an einer Stimme ja doch nichts liegt", weil es sie verdrießt, den Lärmen ansehn zu müssen, eben der Freunde, die bei jeder Gelegenheit Meyers Gesundheit getrunken haben. Noch spüren wir den kaum überwundenen kirchlichen Radikalismus des Autors in der scharfen Charakterisierung der Kirchendiener; aber auch die andern Figuren sind flott gezeichnet; die Folterszene mit dem Juden müßte noch heute bei einer Aufführung einschlagen; das Mittel tragischer Ironie ist beim Verrat des Weibes mit Geschick verwendet. Daß die Stadtknechte Kunz und Benz, die Meyer abführen müssen, frei nach Schillers Frießhart und Leuthold gebildet, vor ihrem Arrestanten den Schlotter kriegen, ist eine famose komische Einlage. Ex ungue leonem: der spätere Satiriker guckt schon jetzt hervor, besonders da, wo die Gesinnungslumperei an den Pranger gestellt werden muß. Alles in allem kann man noch heute dem Lobe beistimmen, das Robert Weber dem Stücke in seiner „Poetischen Nationalliteratur der deutschen Schweiz" spendet als dem glücklichsten unter Meyers dramatischen Werken.

Man erkennt aber schon bei diesem hübschen ersten Wurf, an welchem Punkte es zu einem vollen Erfolge mangelt. „Adalbert Meyer" ist ein fesselnder Stoff, und er läßt sich vertiefen; eine richtige dramatische Verwicklung und Entwicklung läßt er aber nicht zu, da der Held von Anfang an zu fertig ist als Charakter; so muß sich das Drama mehr an ihm vollziehen, als daß er ihm seinen Lauf diktierte.

Ähnlich verhält es sich mit dem „Winkelried". Das Trauerspiel in 5 Akten ist 1861 bei G. Lücke in Winterthur im Drucke erschienen. Meyer hat davon selbst gesagt, der „Winkelried" sei sein Freudensohn, nicht sein Schmerzenssohn; er habe sich bei „keinem andern Stücke so con amore der Sache hingegeben", sich so „mit ihr identifiziert", wie schon oben ausgeführt worden ist. Aus solchen Äußerungen ziehen wir die Berechtigung zu dem Schlusse, daß dieses Trauerspiel nicht bloßer Literaturstimmung entstammt; es hat hier offenbar nicht ein literarischer Dilettant mit historisierenden Neigungen und Freude an einem patriotischen Stoff einfach ins Arsenal der Geschichte hineingegriffen; es muß der Stoff sein Herz angezogen haben, weil er auf verwandte Stimmungen in ihm stieß. Wie solche von verschiedener Art in der Richtung auf dasselbe Ziel wirkend sein können, dafür liefert Conrad Ferd. Meyers zehn Jahre später entstandenes großes Erstlingswerk „Huttens letzte Tage" den Beleg im großen. Kriegerische Bedrängnis war eben vorüber; während des Krieges Sardiniens mit Österreich (vor der Gründung des Königreiches Italien) hatte die Südgrenze besetzt werden müssen. Die Landschaft Unterwaldens gehörte zu jenem Gebiet des Vierwaldstättersees, wo der Dichter vorzugsweise gerne Erholung suchte. Die auf Stanserboden spielenden Szenen sind in erster Linie geraten, und es schwingt etwas wie persönliches Mitgefühl mit, wenn der Dichter den Helden Winkelried von den heiter lachenden Ufern Zürichs sich heimsehnen läßt „nach seiner Heimat waldumrauschtem See,

In den aus Wolken ernst die stillen Häupter
Der eisgekrönten Berge niederschaun,
Und wo in dunkler Bucht, mit dumpfem Schlag,
Die Flut, hier widerhallend Felsen höhlt,
Dort still ein einsam Fleckchen Rasen tränkt"...

Und zu dieser Seelenverwandtschaft im Landschaftlichen tritt dann noch das Individuelle aus des Dichters Innerstem: ein Sinn für Recht, auch das Recht des Feindes, das auch die wärmste

Vaterlandsliebe nicht verdunkeln kann, und ein fein arbeitendes Gewissen, das auch den persönlich Unbeteiligten von der allgemeinen Schuld des Landes nicht ganz losspricht. Ein Stück tragischer Schuld hat nämlich Meyer seinem Winkelried auferlegt. Denn einem so bedachtsamen und überlegten dramatischen Dichter, wie er einer war, konnte ja von ferne nicht entgehen, daß der Stoff zu dramatischer Verwicklung, und daß der Held zu tragischer Entwicklung keinerlei Möglichkeit biete, da die Tat Winkelrieds eine heroische momentaner Eingebung darstellt. Um daher so etwas wie eine Tragik aus dem heroischen Opfer herauszupressen, sucht Meyer die Tat ihres Augenblickscharakters zu entkleiden, sie aus der großen Seele so herzuleiten, daß Winkelried die Sache seines Volkes nicht ganz sauber und rein fühlt, sich in manchem widersetzt, der Mißachtung und Verdächtigung anheimfällt und dann eben seine Mitschuld an der Sache aller durch seinen Opfertod sühnt. Das bleibt eine Kühnheit; aber gerade psychologisch tiefer grabende Dichter haben mit dem historischen Rohstoff stets so frei geschaltet. Daß es sich somit um einen modernen, einen Winkelried des 19. Jahrhunderts sozusagen, handle, hat Freund Hans Riggenbach fein herausgefunden. Und in diesen größeren allgemeinen Fluß des Mitempfindens mit einer so fernabliegenden Zeit und Tat mögen dann noch kleinere Bächlein eingemündet haben aus der augenblicklichen Lage des Dichters. Man erinnert sich, daß ihm in jener Zeit der Stammhalter geboren worden, was ihm während der Arbeit an dem Drama die oben angeführte spaßhafte Schilderung entlockt hat; da mußte ihm das Opfer von Haus und Weib und Kind besonders groß und erschütternd erscheinen und der Gedanke daran allein schon den Atem versetzen, wo er eben selber durch die glückliche Geburt eines Sohnes sein eigenes Heim mit neuer Wärme und erhöhtem Lebensgefühl zu umfassen gelernt hatte.

Ein älteres Zürcher Neujahrsblatt hat ihn mit den Einzelheiten der Epoche vertraut gemacht; die schriftlichen Bemerkungen, die auf Veranlassung der Zürcher Freunde Professor von Wyß dem Manuskript anfügte, enthalten keine Einwände gegen das Historisch-Politische. Für Form und Versbehandlung hat er sich von Fr. Th. Vischers Ästhetik beraten lassen. So zeigt denn gerade dieses Drama eine sehr übersichtliche und wohlerwogene Gliederung des Stoffes.

Der erste Akt exponiert geschickt in vier Szenen die Vorgeschichte des Sempacher Krieges: Volksauftritte vergegenwärtigen die Stimmung im Entlebuch wegen der Aufnahme ins Luzerner Burgrecht; Ritter wollen den Herzog zu einer schärferen Politik gegen die Eidgenossenschaft bestimmen; in einer Sennhütte am Stanserhorn ist Gelegenheit gegeben, Winkelried in seiner Umwelt kennen zu lernen, in seiner Friedensliebe und seinem Sinne für alles Heimatliche, zugleich aber auch von dem Übermut der Luzerner zu Rothenburg zu vernehmen; und schließlich hören wir auf dem Stein zu Baden die letzten aufreizenden Vorkommnisse, die sich an Namen wie Baldegg und Sempach knüpfen. Darauf bringt der zweite Akt Unterwaldens Zusage der Hilfe an Zürich, des Helden rührenden Abschied von der Heimat, und eine zart angedeutete Liebesangelegenheit zwischen dem Zürcher Maneß und Winkelrieds Tochter Lisbeth. Alles erscheint ins Heldische gesteigert; der alte Knecht Heini kann nicht mit und kann sich nur schwer drein finden; Aerni der Bub grollt aus demselben Grunde, und Winkelrieds Gattin Hedwig läßt erst nach dem allgemeinen Abzug in der Stille ihrem Weh freien Lauf. Bei aller ergreifenden Eigenwärme dieser Szene hört man da und dort die Stauffacherin, die Portia und die Calpurnia aus den Abschiedsworten der Gatten heraus; das mag bei der Vertrautheit Meyers mit Schillers Tell und Shakespeares Jul. Cäsar und bei der Ähnlichkeit der Situationen nicht verwundern. Im dritten Akt tritt dann Winkelrieds Politik zutage. Er gerät in Zürich durch sein Eintreten für das, was er für Recht hält, in ein schiefes Licht und muß bei auseinandergehenden Ansichten die Eidgenossen zu treuem Einstehen für die gemeinschaftliche Sache mahnen. Die Hilfe für Sempach wird beschlossen. Maneß darf um seiner Vaterstadt willen nicht mitziehen, erhält aber Winkelrieds letzte Botschaft an die Seinen aufgetragen für den Fall eines schlimmen Ausganges; denn Winkelried selbst ist nicht sehr zuversichtlich:

„Es trägt in großen Zeiten der Gefahr
Ein jeder mit an seines Volkes Schuld;
Wär's nur, indem er seinen vollen Teil
Der Sühne fordert. In das ganze Volk
Tret' ich zurück, dem Eignen frei entsagend
Und mich dem ernsten Gottesurteil stellend,
Nehm ich den Rechtsspruch aus der höchsten Hand."

Und nun folgen Höhe der Handlung und Katastrophe. Wir sehen die Eidgenossen bei Sempach in Erwartung der Feinde; sie sind in edlem Wettstreit, wer anfangen dürfe; wir sehen die Ritter in Erwartung; sie wollen vor den Städtern dran; der Herzog wird gewarnt; ein Narr warnt auch nach Art der Narren, die Weisheit reden, wo niemand hört. Ein Ritter hat sich bei dem bekannten Abhauen der Schnäbel an den Schuhen selbst kampfunfähig gemacht. Urner und Schwyzer werden zurückgedrängt, die Unterwaldner dringen vor, Winkelried mit ausgebreiteten Armen voran. Ein Knecht, von ferne beobachtend, meldet dem sterbenden Luzerner Anführer Gundoldingen den Ausgang. Da rückt Maneß doch noch von Zürich her zur Hilfe heran mit einem Trüpplein Glarner und Entlebucher, die sich für die Schweizer Hilfe nun auch dankbar erweisen wollen. Dann sehen wir die österreichischen Knechte auf den bereitgestellten Rossen flüchten, hören aus dem Munde versprengter Ritter den Schlachtbericht und nehmen Teil an der Beute der Eidgenossen.

Nach diesen bewegten Bildern weist der fünfte Akt einen mehr ruhigen Charakter auf. Was er vorführt, wirkt mehr dekorativ, monumental. Das geschieht mit offenbarer Absicht; der vierte Akt ist nicht zu überbieten. Während die Eidgenossen die Totenwache halten, der Narr zwischen der Trauer um seinen Herzog, der ihm Brot und Prügel reichte, und der Freude, seinem Volk wieder gegeben zu sein, geteilt ist, und Halbsutter sein Lied vorträgt, holen die fürstlichen Räte die Leichen ab. Die Fahnen werden verteilt; Maneß soll die Heldenbahre heimgeleiten; unter dem Lobpreis des Retters Winkelried formt sich der siegreiche Trauerzug.

Bei diesem Drama hat Meyer ganz besonders auf die Kritik der Freunde gehört; die zwischen Basel und Zürich hin- und hergehenden Briefe zeigen nicht sowohl des Dichters Ernst als seine Bescheidenheit. Biedermanns Vorschläge werden gewissenhaft geprüft, ja ihm wird sogar feierlich das Recht eingeräumt, an den Versen zu feilen; im Zweifelsfall darf er zwischen zwei Vorschlägen entscheiden „unter bloßem Ratificationsvorbehalt" Meyers. Damit hat sich der Dichter selbst das ehrendste Zeugnis ausgestellt. „Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht, verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre." Mit diesem Dichterwort hat es Meyer stets, und hier besonders, gehalten. Es ist darum auch von Interesse, noch einige kritische Stimmen über das Stück zu hören. Der verehrte Lehrer Wackernagel sprach sich günstig aus, meinte nur, der Schluß, wo gesagt wird, ewig wahr bleibe, daß auch der Schwache siegen könne, so er mit Gott sein Heiligstes beschütze, und diese Wahrheit bleibe bestehen, wo Todesbereitschaft vorhanden sei; eine Zeit ohne diesen Glauben gebäre nie den Mut zur Tat.... dieser Schluß könne als Polemik gegen die negative Winkelriedkritik aufgefaßt werden. Jakob Burckhardt wünschte Prosa statt Versen, prophezeite den Vorwurf der Tell-Nachahmung, hätte gern den Herzog und die Verderbnis der österreichischen Ritterschaft in den Vordergrund, und Winkelrieds Tun mehr nur „als dunkle Volkstat dämonisch, in großen Umrissen sich äußernd" hingestellt gesehen. In einem Briefe an Biedermann vom Mai 1861 erwähnt der Dichter haarklein Burckhardts Ausstellungen und fügt bei: „... und streute zwischen diese Bemerkungen so viel Anerkennung im Einzelnen und Wohlwollen im Allgemeinen, daß mir nachgerade der Kopf surrte ....", ein Bericht, der für den Urteilenden wie für den Beurteilten gleich bezeichnend ist. Ganz ähnlich vorsichtig hat sich der große Kunstkenner Paul Heyses Dramenkunst gegenüber verhalten; nirgends ein zuversichtliches, run-

des, bestimmtes Zupacken im Urteil! Ebensogut als auf das Tell-Vorbild hätte er auf die Schlachtszenen von Goethes Götz hinweisen können! Wurden in der weitern Kritik der Schweizer Presse („Landbote" [Zürcher Volksblatt], „Bündner Wochenzeitung", „St. Galler Blätter") die Schwächen scharf erkannt und rückhaltlos bezeichnet, so wurde doch einstimmig die Wärme des Ganzen und die echt poetische Haltung und die schlicht edle Sprache gerühmt. In Basel scheint es stark gelesen worden zu sein; die Eignung zu Volksaufführungen stellte man gleich fest. Und gerade hieran hatte Burckhardt skeptische Zweifel angeknüpft. Sie wurden schon im folgenden Jahre durch eine Aufführung in Rheinfelden (durch Bezirksschüler) zuerst niedergeschlagen. Meyer wohnte ihr inkognito bei und hatte seine Freude dran; „die feinen Knabenstimmen, angehenden Bässe und ein Gesurr von Stimmbrüchen dazwischen" ergötzten ihn. Und später soll das Stück noch mehrfach bei Sempacherfeiern gute Dienste getan und zündend gewirkt haben. Der Dichter ruhte schon längst im Grabe, als ein musikalisch-dramatischer Verein unter fachmännischer Leitung eine große Aufführung in Zürich ins Werk setzte, für die zum voraus mit glühender Begeisterung auch in den „Basler Nachrichten" Stimmung gemacht worden ist. Die Munifizenz von Kunstfreunden scheint da an Ausstattung, Kostümen und Dekorationen wahrhaft Meiningerhaftes gewährleistet zu haben. Die Anpreisung scheut die höchsten Vergleiche mit Schiller, Goethe und Shakespeare nicht, rührt aber durch ihre inbrünstige patriotische Begeisterung. Was hätte wohl Meyer dazu gesagt? Er würde zu den lächerlichen Übertreibungen gewiß ironisch gelächelt haben; die Wärme und der Kunsteifer der Liebhaber hätten ihm sicher wohlgetan.

Etwas wie ein heiteres Gegenstück zu der großen vaterländischen Tragödie liegt in dem Drama „Alte und neue Liebe oder die Mühle von Stansstad" vor. Es ist eigentlich ein dramatisches Idyll mit ernstem, historischem Hintergrunde. Die Zeit der Franzoseninvasion in Unterwalden bildet ihn. Klaus, der etwas leichtlebige, aber im Grund gut geartete zweite Sohn des Meisters Zumbühl in der Mühle zu Stansstad liebt Käthe, seines Bruders Braut. Sein leichtfertiges Wesen, das in vielen Mädchenherzen schon Hoffnungen erweckt hat, an deren Erfüllung Klaus nie denkt, verdient Strafe; sie wird ihm zuteil, denn Käthe hielt ihn absichtlich auch hin, um so zugleich ihr ganzes Geschlecht zu rächen. In Verzweiflung geht Klaus nach Paris als Schweizergardist und rettet dort im Tuileriensturm die Schwester eines Offiziers Duplan. Die edle Tat trägt edle Frucht: Duplan rettet auch ihn; später kommt derselbe Offizier mit der Invasionsarmee ans Alpnacherufer; da entläßt er den vom Heimweh schwer Geschüttelten von der Unterwaldnerfront weg, damit er nicht gegen die Brüder fechten muß. Klaus kommt heim und gewinnt in Käthes Schwester Rösle, dem wahren Ebenbild der vor acht Jahren Geliebten, vollwertigen Ersatz. Und das Wiederfinden bleibt abermals durch einen wohlmotivierten Eingriff Duplans vor den anstürmenden Franzosen gesichert. Die freundliche Fabel ist keine üble Erfindung; aber sie ist nicht das Wertvollste am Stück; das liegt vielmehr in den flotten Szenen aus den Kämpfen der französischen Revolution. Sie lassen sich freilich nicht mit ähnlichen aus Büchners „Danton" vergleichen, wo mit ungleich festerer Faust dramatisch zugepackt wird, oder mit Szenen aus Schnitzlers „Grünem Kakadu", wo mit dem ganzen Raffinement moderner Nervenstimmungskunst die Schwüle vor dem Bastillesturm auf die Bühne gebannt wird. Neben der krassen Wildheit des einen und der lüsternen Dekadenz des andern nehmen sich Meyers Szenen wie brave Holzschnitte neben farbensatten Gemälden aus. Aber es sind doch wirksame Volksszenen, und es werden sympathische, gesunde Menschen vorgeführt: die herbe, schöne Käthe, die sich zum tapfern Schweizerweibe entwickelt, das hingebende treue Rösle, der originelle Müllerknecht Melcher daheim, und dann in Paris der Wirt und die Revolutionskellner in ihrem politischen Widerstreit, die Soldaten, die Offiziere, alles lebendig, ohne Übertreibung, für abgestumpfte moderne Theaternerven vielleicht manchmal etwas zu zahm und nicht scharf genug gepfeffert; aber das ist eben Meyers dramatische Art; sie geht nicht darauf aus, nur Leidenschaften aufzuwühlen und den Nerven etwas zuzumuten, sondern

bietet gesunde Volkskost, bei der vor allem das Gemüt nicht leer ausgeht. Etwas Heiteres hat Meyer damit schaffen wollen. „Möge dir aus dem Stück ein Hauch heiterer Lebensphilosophie entgegenwehen", schreibt er im Dezember 1861 schon an seinen Freund nach Zürich. Den Kern dazu fand er in einer historischen Anekdote, der Erzählung „Sauvegarde" in den „Alpenrosen" von 1824, wonach ein Unterwaldner von seinem Offizier tatsächlich von der Front weg in die Heimat entlassen worden war. Damit schlug der Dichter den Haupteinwand des Freundes aus dem Felde, die glückliche Wendung sei unwahrscheinlich. Er rechtfertigte sie aber auch noch historisch, mit dem Hinweis, daß die neuen Ideen des Zeitalters die alten Disziplinaranschauungen schon hinlänglich gelockert gehabt hätten, um einen solchen Einzelfall möglich und glaubhaft zu machen.

Interessant ist sodann der kleine Meinungsstreit, der sich über die Gattungsbezeichnung entspann. Weil Meyer die heitere Haltung die Hauptsache war, wollte er das Stück Lustspiel nennen; er gab auch dem Freunde Vollmacht, Fr. Th. Vischers, des Ästhetikers, Urteil darüber einzuholen. Wie tief er damit in den klassischen Überlieferungen noch stak, beweist seine feine Bemerkung, es könne ein Stück von diesem Gehalt mit gutem Ausgang, das das Schwere nur „anstreife", ein Lustspiel sein, wenn es auch nicht zum „Kopfausbürzeln" drin zugehe! Aber trotzdem hat er sich alle Einwürfe des Zürcher Freundes überlegt und sie verwertet. An heiterem Charakter hat es dafür eingebüßt, an dramatischer Straffheit und Einheitlichkeit dafür nur gewonnen. Die darüber zwischen Basel und Zürich gewechselten Briefe zeigen, wie gewissenhaft Meyer arbeitete, und wie gründlich er auch theoretisch über das Wesen seiner Kunst sich zu orientieren suchte. Biedermann hat ihm das auch durch die regste und wärmste Teilnahme erleichtert. Wenn er auch, um in seiner Sprache zu reden, wie ein Chirurg eingreift, der „den Leuten Arme und Beine absäbelt", so tat er es eben mit so viel Anerkennung des Guten und so schonend, daß das vorangeschickte Lob bei der Operation „vollständig die Wirkung des Chloroformes" haben mußte. „Alte und neue Liebe" ist ein Stück, dessen sich Volksbühnen und Dilettantenvereine noch heute nicht zu schämen hätten; gerade auf schlichte, unverbildete Gemüter mit ursprünglichem Sinn für volkstümliche Poesie versprach sich nach einzelnen Erfahrungen beim Vorlesen Biedermann eine nachhaltige Wirkung.

Aber Meyer-Merian war ein zu allseitiger Geist, als daß er nur positiv an eigenen poetischen Leistungen und Volksschriften sich hätte genügen lassen. Er mußte auch kritisch und satirisch an den großen geistigen Bewegungen der Zeit Teil und zu ihren Torheiten Stellung nehmen. Als ob er in der Zeit der reinen Dichtung das Gleichgewicht seiner seelischen Kräfte herstellen müßte, verfaßte er um die Entstehung des Idylls „Der Strauß" und der „Wintermayeli" herum drei satirische Komödien. Es sind „Die Lichtfreunde. Eine Tierkomödie" (Berlin 1856) und die 1858 zu Basel herausgekommenen „Alten Komödien auf neuen Brettern", die die zwei Stücke „Hanswurst im neunzehnten Jahrhundert" und „Die Laterne von Lalenburg" enthalten. Sie dürfen heute als vergessen betrachtet werden. Den Grund des Mißlingens — ihr baldiges Verschwinden muß so erklärt werden — sah schon Biedermann im Nekrolog (in der Neuen Zürcher Zeitung) in der Eigenart von Meyers Witz und Humor; er war, so führt er aus, mehr „ein Salzkorn zur Würze einfacher, gesunder Hausmannskost" ... „zum puren Witzspiel zu ernst, zu bürgerlich schlicht, sozusagen zu substantiell gemütvoll." Die „Lichtfreunde" sind heute ohne Kommentar nicht mehr verständlich. Immerhin ist so viel Geist darin und so viel von Meyers klarer und gefestigter Weltanschauung, daß eine Darstellung an ihnen nicht vorübergehen darf. Zudem sind sie zeitgeschichtlich von hohem Interesse.

In dieser feinen kleinen Tierkomödie geht etwa folgendes vor. Der Lerche soll ihre Freude am Licht abgewöhnt werden. Sie soll lernen, das Licht der Eulen und Käuze für viel besser zu halten als das natürliche, und das soll eine Kur bei Doktor Mausner zuwegebringen, der mit der Fabrikation einer Urzelle beschäftigt ist. Die Lerche soll durch eine Brille gucken lernen. Allein beim Schwinden

der Nacht in den Sonnenaufgang schwingt sie sich ungelehrig und sehnsuchtsvoll zum reinen Licht empor. Damit ist natürlich nur das notdürftige Gerippe angedeutet. Was soll das bedeuten? Ein Motto aus dem 2. Teil des Faust weist den Weg: „Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn! Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern," . . . u. s. f. Das Stück ist offenbar eine Satire gegen einen rationalistischen Philosophiebetrieb, der alles Metaphysische ausschalten möchte, indem er sein künstlich erborgtes Licht für besser hält. Das Lerchenwesen ist aber der unfruchtbaren Abstraktion wie dem nackten Sensualismus gleich abhold; diese beiden Richtungen sind Eulen und Käuze. Es führt somit in den Materialismusstreit, zu dem die Feuerbachsche Philosophie und die Schriften der Vogt und Moleschott mit ihrer Leugnung einer stofflosen, unsterblichen Seele den Anlaß gegeben hatten, und der auf der Göttinger Naturforscherversammlung von 1854 am heftigsten entbrannt war. Auf diese hin war dann Vogts berühmte Schrift „Köhlerglaube und Wissenschaft" erschienen, nachdem schon zwei Jahre vorher gegen Liebigs Chemische Briefe Moleschott mit seinem „Kreislauf des Lebens" in materialistischem Sinne Stellung genommen hatte. Biedermann scheint durch dieses Stück ein wenig verschnupft worden zu sein. Als strammer Hegelianer fühlte er sich in der Verhöhnung der Philosophie überhaupt mitgetroffen; er wollte einen Unterschied gemacht wissen zwischen der absoluten Philosophie und der rein materialistischen Denkweise. Er schrieb, Meyer halte offenbar beides „im Grunde genommen für einen Käs" . . . Der Dichter mußte das freilich zugeben, denn „unter dem philosophisch-ästhetischen Blumenteppich liege doch der feiste materialistische Morast", die freie Gemeinde schlage um in nackten Materialismus, so wie der Philosoph Feuerbach zum Materialisten Feuerbach geworden sei. Das spreche für eine innere Verwandtschaft der Richtungen. Begütigend begreift er aber, daß Biedermann nicht mit in den allgemeinen Topf will geworfen sein. Übrigens erklärt er selber die luftige Erscheinung des Stückleins so: um einen flüchtigen Gedanken, ein Bild herum habe sich ihm das Nötige angesetzt. Ist das Stück auch nicht gelungen, weil zu undurchsichtig symbolisch, so verrät es im Kleinen etwas von jenem Geiste, aus dem heraus Goethe im zweiten Teil seines Faust sich mit naturwissenschaftlich-philosophischen Strömungen seiner Zeit auseinandersetzte.

Weniger hoch geht der Flug in den „Alten Komödien auf neuen Brettern". Sie haben es mit Krähwinkeleien zu tun, wenigstens die zweite, „die Laterne von Latenburg". Auf sie bezieht sich Meyer ausdrücklich in einem Briefe und bekennt, damit eine Verspottung beabsichtigt zu haben „aller verknorzten und eigendünkelischen politischen wie sozialen Bestrebungen alten wie neuen Datums und Styls, konservativer und radikaler, gewerbfreiheitlicher und zunftzwänglicher, nebst den betreffenden Vermittlern obendrein". . . Das Positive habe er ins Gesunde, Naturwüchsige, das an keine Form gebunden sei, legen wollen. Die Verse sind nicht sorgfältig behandelt. Biedermann vermißte das Höhere darin. Das stimmt, und mehr noch: es wird nicht recht faßbar, worauf die Angriffe gehen, die Kritik empfindet man als zu allgemein, die getroffenen Schäden treten nicht greifbar genug hervor, es ist ein Schlag ins Wasser. Gegen eine „Weltstimmung, eine Weltatmosphäre, in der Alles atmet", wie der Dichter selbst meinte anzukämpfen, dazu reichten seine Waffen und reichte der Boden nicht aus. Es ist deshalb auch leicht zu verstehen, daß nicht einmal die Basler Tagesblätter davon Notiz nehmen mochten. Gelungener und mit z. T. prachtvollen Versen viel unterhaltender ist das erste Stück „Hanswurst im neunzehnten Jahrhundert". Voll Geist und Witz im einzelnen und belebt durch komische Situationen, ist auch es nur mehr ganz im Groben verständlich, eine Satire auf die Torheiten des Zeitalters, z. B. auch die Verbildung durch zeitgenössische Literatur, als wollte der Dichter sagen: Hanswurst treibt immer noch sein Wesen, so lang er auch schon von der Bühne verbannt sein mag; die alten Dummheiten sind nicht dümmer als die neumodischen Torheiten, und die Welt geht mitten durch Narrheiten rechts und links ihren Gang fort. Darauf deutet auch das Motto aus A. W. Schlegel. Es regt sich hier schon derjenige Vermittler zwischen zwei Welten, der ebensowenig im Alten das Heil erblickt, als er das Neue preisen kann, bloß weil es neu ist, der aber aus der politischen und sozialen Windbeutelei lieber zum Alten

kehrt, dessen Kern er bei aller äußerlichen Rückständigkeit als gesund und tüchtig erfunden hat. Davon ist noch in anderm Zusammenhang zu reden. Zu loben ist aber im „Hanswurst" die Verskunst und ihre mannigfache Verwendung. Hanswurst selbst spricht in Knittelversen, die Bürger reden in sechsfüßigen Jamben, die aufgeblasenen Schauspieler aber in lang hinrollenden Oktonaren, bei denen mit voller Absicht, um eine komische Wirkung zu erzielen, der Einschnitt der Mitte (die Zensur) mitten in ein Wort verlegt ist (vgl. z. B. die letzte Zeile des Zitats!). Als Probe der köstlichen und gewandten Selbstcharakteristik trete Lina, die Kostgeberin auf; sie gibt die tote Königin des im Stück vorgeführten Liebhabertheaters.

„O Gott! jetzt steh ich hier, die einst die Geißblattlaube hold umfing,
Die übers mondbestrahlte Feld an ihres Arthurs Arme ging
Und ihm im Kandelaberschein des Abendsterns das Herz vertauscht.
Doch still! Wohin vergaß ich mich? Arthur ward ungetreu, es rauscht
Der Jahre Strom, aus ihrer Flut taucht mein verschmachtend wundes Herz
Als „schöne Seele" still empor und mit gedämpftem Liebesschmerz,
Voll Frauenwürde, ward ich erst Erzieherin, doch werden groß
Die Kinder selbst, so trieb es mich zu wirken stets und darum bloß
Lieh ich möblierte Zimmer aus, beliebig mit und ohne Kost,
Und mit dem Kohl und mit den Brühn und mit dem süßen Apfelmost,
Die ich servierte, trug ich auf aus meinem eignen Tagebuch
Die „schönen Stellen" und zugleich als Entremets den Wohlgeruch
Erhabener Empfindungen, veredelten Gedankenfluß
Der reinsten Weiblichkeit, für edle Seelen stets ein Hochgenuß." . . .

Diese Verskunst erfüllt mit Hochachtung. Leider wird sie an eine Gattung verwendet, der in der Literatur nie langes Leben beschieden war. Weder Tiecks satirische Märchenstücke, noch Platens Literaturkomödien leben noch; in ihrem Geiste ist aber der „Hanswurst" gehalten; die zitierte Versform hat ihr Muster in Platens „Romantischem Ödipus", wo der König und Jocaste einander in solchen Langzeilen anreden. Beide Dichter standen im Zeitalter der ausgehenden Spätromantik in einer Schätzung, für die uns heute das Verständnis fehlt; zur Spätromantik zählt auch noch W. Wackernagel; das erklärt den Zusammenhang.

Jenen Hochflug einer idealen Seele, die an der Welt zu schanden werden muß, wie er schon Adalbert Meyer erfüllt hat, mußte Meyer-Merian nochmals darstellen, und zwar tat er es in dem Verschwörer „Samuel Henzi". Es war seine letzte dichterische Arbeit. Es handelt sich dabei um jenen „Bürgerlärm" des Jahres 1749, der die Stadt Bern nachträglich in nicht geringe Aufregung versetzt hat. Bekanntlich hat sich schon Lessing mit dem Stoff abgegeben und sein Fragment gebliebenes Stück im 21. und 23. seiner „Briefe" veröffentlicht. Man weiß, wie er bei der Abfassung unter dem Eindruck einer Bearbeitung von Shakespeares „Julius Cäsar" in Alexandrinern stand; die alte Form der Verse behielt er bei; inhaltlich hätte sein Stück etwas so Kunst-Revolutionäres bedeutet, wie später die „Miß Sarah Sampson". Meyer hat Lessings Fragment gekannt; wenn er nicht selber Biedermann gestände, bei dem Klassiker nur „Ermutigung" geholt zu haben, so müßten wir es aus dem Shakespearisieren einzelner Gestalten fast schließen, sein Held hat starke Züge von dem philosophischen Mörder Brutus, und Wernier von Cassius. Damals, hundert Jahre nach Lessing, muß der Stoff wieder in der Luft gelegen haben, denn als Meyer-Merian in vergnüglichem Inkognito jener oben geschilderten Solothurner Aufführung beiwohnte, mußte er erfahren, daß sie eigentlich als Konkurrenzunternehmen in Szene gesetzt worden war gegen andere Liebhaber der dramatischen Kunst, die einige Zeit vorher auch einen Henzi, nämlich den des Solothurner Dramatikers Franz Krutter, gegeben hatten.

Es handelt sich also dabei um jenen Henzi, der von dem aristokratischen Stadtregiment Berns schon verschiedentlich beleidigt und zurückgesetzt, einen erhofften Bibliothekarposten, auf den er Anspruch zu haben glaubt, wieder nicht bekommt. Falsche Freunde reizen ihn auf, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen gegen die Aristokratenherrschaft, und er läßt sich aufreizen, obgleich nach Bildung und Gesinnung eine weite Kluft zwischen ihnen ist. Die Verschwörung wird entdeckt, Henzi geht unter. Meyer suchte nun diesem Stoffe so beizukommen, daß er Henzi, dessen außergewöhnlich hohe Bildung bezeugt ist, zu einem Idealisten seltenen Schlages macht, der nicht aus Rachedurst handeln will, sich selber besiegt, seinen einzigen Feind vor den Verschworenen rettet und sich so eigenhändig ausliefert. Meyer läßt seinen Helden also äußerlich untergehen, innerlich aber nicht unterliegen. Biedermanns scharfer, kritischer Blick hat gleich den wunden Punkt, das Fehlen einer Intrige, herausgefunden. Der Autor mußte ihm recht geben, verteidigte sich aber damit, daß er in dem Stoff gewissermaßen nur etwas wie das Wetterleuchten vor der großen Revolution gewählt habe. Ihm war das Innere von Held und Handlung wichtiger. Ob das genügend motiviert und entwickelt sei, das beschäftigte ihn. Mit wahrer Liebe, gesteht er selber, habe er Henzi und seinen Gegner, den Schultheißen Steiger, behandelt, alles andere dagegen „mehr aus dem Kopfe gearbeitet". Der Leser muß ihn da gegen ihn selber in Schutz nehmen. Auch anderes ist ganz vortrefflich geraten, z. B. die Schilderung der Berner Jeunesse dorée mit ihrer seichten Unterhaltung über Mode und Toilette; das ist ein Kulturbild für sich. Einzig sein Stil scheint ihm wegen der Mischgattung ernste Bedenken zu erregen. Die Hanptrollen, die ernsten, sind nämlich in einer gehobenen, die Nebenrollen in alltäglicher Prosa gehalten, der Schluß mit dem Seherblick des Helden in die Zukunft bringt dagegen reine Jamben. Da hat denn auch die Kritik eingesetzt. Sonst lobte sie die Zeichnung der Verschworenen, durch die Henzi selbst gehoben und verklärt werde, rühmte die Gestalten von Henzis Frau und des Schultheißen, in dem sich menschliches Gefühl und staatsmännischer Blick so schön einten, und fand die mit Französisch durchsetzte Berner Aristokratensprache glücklich und humorvoll getroffen. All diese Vorzüge sind in der Tat nicht zu verkennen, aber ebensowenig die Schatten Schillers und Shakespeares, die neben einzelnen Gestalten her- oder durch ganze kleine Szenen hinwandeln. Henzi und sein Weib — Stauffacher und Gertrud; die Darlegung der Berechtigung zum Aufruhr ist ganz analog der Darlegung des Rechts auf Selbsthilfe nach der Erzählung vom Herkommen der Eidgenossen in der Rütliszene; Henzis Spiel mit dem Gedanken an eine Verschwörung erinnert an Wallensteins und Brutus' Monologe. Auffällig leiten die zwei Stadtknechte die Szene ein (II. 2), in Haltung und Witz Frießhart und Leuthold, in ihren sophistischen Ausreden die reinen Wallensteinmörder Macdonald und Deveroux. Und Henzis Vision der Zukunft rückt in gefährliche Nähe der Sterbeszene Attinghausens.

Nicht gerne und gewiß nicht aus öder Parallelenjägerei stellt man solche Dinge fest. Aber sie aus Liebe zum Helden seiner Darstellung verschweigen, wäre wider die Wahrheit und nicht im Geiste dessen, der nach seinem Können hier voll erfaßt werden soll. Es bleibt noch genug Schönes, das der Dichter aus den eigenen Mitteln beigesteuert hat; die Feststellungen zeigen nur, wie schwer ein Hochgebildeter ohne ganz ursprüngliche Phantasiekraft sich seiner Bildung und seiner Leseeindrücke entschlagen kann, wenn er es bei einem Stoffe mit Vorläufern von erdrückender Wucht zu tun bekommt.

Wenden wir uns nun von der lyrischen und der dramatischen Dichtung den übrigen Gebieten Meyerschen Schaffens zu, so wird uns gleich anders zu Mute; es umfängt uns eine andere Luft. Bis dahin herrschte eine gewisse Literaturatmosphäre vor; die Schöpfungen erscheinen noch stark aus Literaturstimmung heraus erwachsen oder mit ihr durchsetzt. Von jetzt an weht viel mehr die harsche Luft des wirklichen Lebens. Es ist, als träten wir aus einem wohlbesetzten städtischen Gewächshaus heraus und ein in einen freiliegenden, nicht kunstvoll angelegten, aber üppig sprießenden, ländlich-einfachen Naturgarten. Folgen wir Meyer auf das Gebiet seiner erzählerischen Tätigkeit!

Dem Publikum unserer Leihbibliotheken ist Meyer-Merian heute vornehmlich als volkstümlicher Romanschriftsteller bekannt. Fünf größere Erzählungen haben diesen seinen Ruf begründet. Es sind „Der verlorene Sohn, eine Handwerkergeschichte für jedermann" (1853), „Kienseppli oder Almosen und Wohltaten" (1855), „Johanna oder Himmel und Erde aus dem Leben eines Weibes" (1858), „Mareili oder das Bettelmädchen auf dem Letthofe" (1860), und „Dienen und Verdienen, eine Dienstbotengeschichte" (1865).

Fast durchweg steigt der Dichter in diesen Geschichten in die tieferen Schichten der Stadt- und Landbevölkerung hinab; alle sind sie ausgezeichnet in den volkserzieherischen Absichten, so daß der Verein zur Verbreitung guter Schriften zwei davon in gekürzter Form in seine Sammlung aufgenommen hat, aber eben in gekürzter Form; damit ist gleich auch schon die Schwäche aller größern epischen Werke Meyers angedeutet, wovon noch weiter die Rede sein muß. Seine Art, seine Lebensauffassung, seine Neigungen, seine Menschendarstellung, seine Probleme und Aufgaben, sein Können und sein Nichtkönnen erscheinen schon im ersten Werk so ausgeprägt, daß es genügt, dieses eine ganz ausführlich zu untersuchen, um den Meister zu kennen. Es führt die Bildungs- und Entwicklungsgeschichte eines Waisenknaben vor Augen, der über seinen Stand hinausstrebt und sein Glück in äußerlichen Dingen sucht, durch schwere Enttäuschungen und Schicksale, durch Elend und Krankheit aber der schlichten Heimat und Herkunft als ein Geheilter wieder zugeführt wird. In zwölf Kapiteln mit recht faßlichen Überschriften, in denen der Dichter in Form eines kurzen Sätzchens nach Art altmodischer Erzähler den Fortgang andeutet, echt volkstümlich den Kern witzig oder satirisch beleuchtend, wird die Geschichte vorgetragen. Christian, das Büblein einer Witwe in dürftigen Verhältnissen, macht bei seinem Paten Meister Lebrecht die Schreinerlehre; schwach, leicht bestimmbar und hochfahrend, aber dabei gutartig, gewinnt er die Liebe des Meistertöchterleins, des lieblichen, still demütigen Mareili, verleugnet es aber schon beim Auszug auf die Wanderschaft in Gegenwart kecker Gesellen und zeigt damit, wo für ihn die Gefahren seines Lebensweges liegen werden. Nach mannigfachen Erlebnissen in der Fremde gelingt es ihm in einer Großstadt bei einem vornehmen Meister anzukommen. Das Heimweh macht aus ihm erst einen brauchbaren Arbeiter; aber der Zug zur Großtuerei ist stärker und verhüllt ihm das unsolide Geschäftsgebaren der Firma. So kommt es, daß ihm der Ruin des Geschäftes nicht etwa die Augen öffnet, sondern ihn einer kommunistischen Gesellschaft in die Arme treibt, worin ein geriebener Doktor den gläubigen Jüngern das Geld aus der Tasche lockt und sie nach einem großen Krawall schmählich der Polizei in die Hände spielt. Polizeiliche Haft und nachher erneutes Wanderdasein schaffen nur tiefere Verbitterung, in die einzig die Begegnung mit einem philosophischen Schneidermeisterlein etwelches Licht hineinträgt, aber ohne Erfolg. Schließlich führt ihn die Sucht, mehr zu scheinen als er ist, in Berlin in die Familie Molte, Geistesverwandte, die ihn gerne bei sich aufnähmen in der Hoffnung, für ihre schon angejahrte Tochter Aurore eine passende Partie in ihm zu ergattern. Um sich sein notwendig gewordenes Lügengewebe über Stand, Herkunft, Beruf und Mittel nicht vorzeitig zerreißen zu lassen, muß er sich sein kleines Erbe aus der Heimat kommen lassen, natürlich auch unter erdichteten Vorwänden. Während die preziöse Aurore sich bemüht, ihm den fehlenden Schliff beizubringen, und die Eltern dem blinden Narren eine nahe Verbindung vorspiegeln, naht das Verhängnis: ein ehemaliger Kamerad aus der kommunistischen Epoche entlarvt ihn, erbittert darüber, daß Christian vornehm geworden und ihn nicht mehr kennen will. Es folgt ein eisig kaltes Verhör vor dem Schwiegervater in spe. Der will dem Betrüger noch gnädig die Tochter gewähren, wenn er ihm, einem streberhaften

Beamten, seine Kenntnis kommunistischer Zirkel zu Handen der Polizei zur Verfügung stellt. Aber soweit ist Christian doch noch nicht gesunken; „Torheiten hab' er bisher genug begangen und Fehler auch, Gott möge ihm die verzeihen! doch eine Niederträchtigkeit noch nicht, Spionendienst aber wäre eine!" Man läßt ihn fallen; Aurore erweist sich als gänzlich herzlos; da bringt den Ernüchterten der Anblick des Rockes, den ihm die liebe, seither so arg vernachlässigte Mutter auf die Reise mitgegeben, zur Umkehr. Der nagenden Reue und innern Umkehr folgt die äußere auf dem Fuße: nicht schnell genug wollen ihn seine Beine durch das weite Land heimwärts tragen; die seelischen Erschütterungen und unsinnigen Anstrengungen auf der Wanderung lassen ihn kurz vor dem Ziele zusammenbrechen. Er erwacht als Schwerkranker zu Hause, um dann, heil an der Seele, unter der treuen Obhut und Pflege seiner Mutter und seines ihm treugebliebenen Mareili auch körperlich zu einem neuen Dasein zu genesen und zu neuem Glück.

In diesem ersten erzählerischen Wurf ist schon der ganze kommende Volksschriftsteller Meyer-Merian enthalten. Seine Vorzüge und seine Mängel treten auch für die Augen eines weniger geübten Lesers deutlich zutage. Sie mögen dem Autor selber zum Teil klar und bewußt gewesen sein. Wenn ihm wenigstens die Kritik der „Hamburger literarischen und kritischen Blätter Fr. Niebours" vorhielt, „etwas kürzer gehalten, würde die Geschichte noch wirksamer" geworden sein, so spielt sie damit und mit andern Worten deutlich auf das Vorwort an, wo er von der äußern Entstehung sagt, wenn zu breite Spuren harmloser Ruhe und friedlicher Beschaulichkeit sich in der Geschichte fänden, so seien nicht äußere Verhältnisse schuld daran. Die Erzählung sei von Ende Juli bis Mitte September 1847 geschrieben. Das war jene Zeit, wo die Tagsatzung den Beschluß zur Auflösung des Sonderbunds faßte und Kriegsrüstungen die Gemüter beunruhigten. Da habe er, berichtet der Verfasser, dem Andrang von außen die Schöpfung der Erzählung als wirksames Mittel entgegengesetzt. Sie beruhe auf zwei Grundpfeilern: dem warmen Gefühl eignen Friedens und häuslichen Genügens und auf der Erwägung, daß eine Veränderung der äußeren Verhältnisse nicht wahres Heil gewährleiste. Die Weltbegebenheiten schenken ihm also die Idee; Leben und Gestalt gewinnt sie aber aus der reichen Erfahrung des Mannes, den sein Beruf als Arzt, seine Liebe zum gemeinen Volke und seine scharfe Beobachtung sozialer Verhältnisse tief genug mit den wirklichen Lebensmächten in Berührung gebracht hatten. In der Schilderung des Verhältnisses von Meister und Gesellen lag ein großes Vorbild zeitlich noch so nahe, daß sich ein Anfänger kaum der zwingenden Macht entwinden konnte: Gotthelfs „Uli der Knecht". Und hier setzte auch gleich die scharfe Kritik der „Grenzboten" ein, die hervorhob, Meyer habe sich offenbar an Gotthelf gebildet; das sei keine sehr gute Schule, denn das Gute bei Gotthelf gehöre ganz seiner Natur an; seine künstlerische Tätigkeit sei gering, sein Geschmack zweifelhaft; die Manier könne man Gotthelf absehen, seine Naturkraft lausche man ihm nicht ab. Dieses Urteil darf an dem Blatte, dem ein Gust. Freytag so nahe gestanden hat, nicht verwundern, vertrat es doch der konsequent realistischen Richtung Gotthelfs, Hebbels und anderer Meister gegenüber einen gemäßigtern bürgerlichen Realismus. Immerhin gestand das Blatt dem Verfasser gesunden Menschenverstand, Studium der Wirklichkeit und starke, natürliche Gutmütigkeit zu. Aus Zeitbegebenheiten konnten Meyer auch die kommunistischen Dinge zugeflossen sein. Unterm 10. Juli 1843 hat ja auch Gottfried Keller in sein Tagebuch die Geschichte jenes aus Magdeburg stammenden, in Zürich in Arbeit stehenden Schneiders und Kommunisten Wilh. Weitling eingetragen, der die Schrift „Das Evangelium der armen Sünder" geschrieben und dessen gewalttätige Festnahme die Gemüter in Aufruhr versetzt hatte. (Über ihn berichtet auch J. C. Bluntschli in seinen Denkwürdigkeiten.) Und wenn Keller die Bewegung als die Folge einer immer mehr um sich greifenden Genuß- und Bequemlichkeitssucht hinstellte, so vertrat er damit offenbar die landläufige Auffassung, wie sie weit herum im Schweizerlande in der gut bürgerlichen Welt herrschte; hatte doch auch ein Gotthelf in „Anne Bäbi Jowäger" die Leute als Wölfe im Schafspelze gebrandmarkt. —

Schlimmer als der in den Grenzboten erhobene Vorwurf der Nachahmung ist der früher erwähnte der Breite, schlimmer, weil er das Wahre trifft, nur ohne ästhetisch klar genug die Gründe der Breite zu erkennen. Davon ein Mehreres, weil sie, charakteristisch genug für die Grenzen des Könnens unseres Meisters, stets wiederkehrt. An der Güte der Tendenz hat niemand gezweifelt. Wohl aus derselben Zeit stammt ein handschriftlich erhaltenes „Wort an Handwerksburschen", worin mit demselben Ernst vor dem Weg des Leichtsinns, vor dem gewinnsüchtigen Arbeiten und Rackern, vor der kommunistischen Unzufriedenheit gewarnt und auf Christus als den alleinigen Weg hingewiesen wird. Auch die Psychologie kann nicht angefochten werden; die lieblichen Gestalten der treuen Braut, der frommen Mutter, des geraden, nüchternen Paten und Meisters Lebrecht, des Schneiders, der Berliner Beamtenfamilie sind durchaus überzeugend und lebensecht. Und wenn man auch sagen kann, Christian selbst sei, nach so reichlicher Umschau in der Welt, auch gar zu einfältig hingestellt, so muß hier entgegnet werden, daß die Farben dick aufgetragen werden mußten, um die Umkehr zu motivieren. Die namentlich sittlich und religiös orientierte gute Unterhaltungsschriftstellerei jener Zeit hat gerade dieses eitle Streben und Haschen nach hohlem Scheinglück gerne gegeißelt; so schon eine Ottilie Wildermuth; und in künstlerischer Form ist ein später Nachklang dieser Weisen in Fontanes Roman „Frau Jenny Treibel" zu vernehmen. Der treffenden Charakterschilderung dienen auch die gut gewählten Namen: Meister Lebrecht, Mareili, Familie Molte, Aurore! Aber eins fehlt: große Partien des Erlebens unseres Helden sind dem Dichter zu fern; er hat sie nicht phantasiemäßig und bildhaft erlebt und geschaut, darum berühren sie langweilig. Christians Erlebnisse auf der Wanderschaft werden nicht im einzelnen vorgeführt, sondern Meyer verfällt in einen zusammenfassenden Berichterstatterton; er gibt Allgemeinheiten statt farbiger Details, er erklärt und referiert, statt daß er gestaltet; die Idee überwiegt, er wird nicht gegenständlich. Mehr als einmal möchte man ihm das bekannte „Bilde, Künstler, rede nicht!" zurufen. Daher auch die Anhäufung der indirekten Rede; daher auch die Unbestimmtheit im Lokalen. Einmal wird als Station der Wanderschaft Karlsruhe ausdrücklich genannt; ein andermal heißt der Ort B., wohl auch X, auch die Heimat bleibt ohne bestimmte Lokalfarbe, blaß, geographisch nicht festzulegen. Wie ganz anders geübt ist hierin der moderne Erzähler! Aber wir sind eben noch in den Anfängen der Volkserzählung und der Dorf- oder Kleinstadtgeschichte; noch fünf Jahrzehnte braucht es, und der Landschafts- und Heimatkunstroman ist schon fast die unterste und leichteste Art romanhafter Darstellung. Diesen Mangel sucht Meyer mit einer oft kräftigen, bodenständigen, provinziell gefärbten Sprache auszugleichen; vor allem aber durch die Wärme des Sittlichen. Wo er zu Hause ist, z. B. im Kleinleben des Hauses, der Kinderzeit, oder in der Seele seiner Lieblinge, da ist er es wirklich, und da tritt denn auch ein kräftiger Realismus hervor; die Gesinnung der Menschen, die sich allerlei selber vormachen, dem „Gewissen einen Maulkorb" anlegen, „daß es nicht mehr laut mahnen, sondern nur noch brummen und knurren konnte, denn ganz schweigen tut es doch nie", und ihre Selbsttäuschungen kennt er vorzüglich und weiß sie zu malen. Und da guckt ihm dann wohl auch Gotthelf beim Schreiben über die Achsel, so, wenn es z. B. bei Christians Mißerfolgen heißt: „Aber der Teufel und das Unglück und alles Mögliche mußten hieran schuld sein, nur nicht seine Trägheit, sein Leichtsinn und seine Schwäche. In der Bibel aber steht nicht vergebens, es werde niemand versucht, denn durch sich selber!" . . .

Meyer kannte sich wohl und wußte selbst um seinen Mangel an schöpferischer Erfindung; in einem Brief an seinen Freund Biedermann bittet er beim folgenden Erzeugnis um Nachsicht. Das Gefühl, sein Erzählertempo sei aus dem erwähnten Gebrechen zu altmodisch langsam, und die Gegenwart verlange einen rascheren Fluß, muß ihm öfter gekommen sein. Aber innere Nötigung war da; als die alten Gebäulichkeiten der Armenherberge abgerissen wurden, hatte er sich mit der wechselvollen „Geschichte der Armenherberge zu Basel" befaßt und sie, wie oben schon bemerkt, im Dezember

1853 einem gemischten Publikum vorgetragen; das Jahr vorher war eine Geschichte der Gemeinnützigen Gesellschaft aus seiner Feder hervorgegangen; lauter Beschäftigungen, die ohne ein lebendiges Interesse an dem großen Problem der Volkswohlfahrt im besondern Sinn, an dem Thema Armut und Wohltätigkeit ganz undenkbar sind. So entstand 1855 der „Kienseppli oder Almosen und Wohlthaten". Im Mittelpunkt steht die Entwickelung eines armen Verwahrlosten, des Kienseppli, der trotz dem guten Einfluß edler Jugendfreundschaft mit Marieli, dem Pflegekind aus dem Schlößli, wo Meister Joachim Brandis, der Armenpfleger, und seine säuerliche Schwester Brigitte mit dem ewigen Strickstrumpf ihr liebeleeres Dasein verbringen, und trotz dem Umgang mit Pfarrers Gottlieb seinen vererbten diebischen Gelüsten erliegt und ins Zuchthaus wandert. Entlassen und gebessert, wird er von Brigitte beim Nußrainbauer versorgt, dort aber durch den ungerechtfertigten Verdacht des inspizierenden Meister Brandis um Ehre und Unterkommen gebracht; den Verstoßenen und Verfehmten rettet wohl eine ergreifende Bettagspredigt vorm Selbstmord; wohl hilft ihm der unterdessen zum tüchtigen Arzt herangereifte Gottlieb durch kleine Aufträge dazu, neuen Lebensmut und das Vertrauen der Leute zu gewinnen; aber Boden unter die Füße zu bekommen hält schwer; in ärgster Not bietet ihm Marie heimlich Unterkunft; bei einer plötzlichen Überschwemmung rettet ihr der Dankbare das Leben, kommt aber selbst in den Fluten um. Mit dieser Hauptreihe von Begebenheiten sind andere verflochten; Gottlieb, ursprünglich zum Theologen bestimmt, sattelt in Gewissensnöten zum Mediziner um; sein menschenfreundliches, praktisches und gesundes Christentum gewinnt ihm die Spielgefährtin von ehemals fürs Leben; nach der Wassersnot und dem Begräbnis des Retters wird der Bund geschlossen. Dazu tritt noch die Gestalt des armen Mädchens, das allein mit einer Menge von Tieren haust und „Käuzlein" genannt wird; es und Marie haben allein an die Besserungsfähigkeit Sepplis geglaubt; auch es wird auf eigentümliche Art aus der Katastrophe gerettet; und tritt ferner noch das edle Armenpflegergeschwisterpaar Brandis und Brigitte dazu. Den beiden, die in herkömmlicher pharisäisch harter Weise Wohltun als Almosengeben auffassen und heuchlerisch auch vor stärkster Lieblosigkeit nicht zurückscheuen, scheint das Käuzlein nur als Folie beigegeben, damit der Leser sehe, wie die reinsten Urtriebe echter Menschlichkeit, die sich in Liebe an Verstoßenen und armen Tieren äußern, bei den Unscheinbaren und Niedrigen eher zu finden seien. Wie denn ganz allgemein erst klar wird, was der Verfasser will, wenn man durch Wiedergabe des Inhalts der Erzählung erst genauer erkennt, wie sauber das Ganze komponiert ist, und wie man den Doppeltitel zu verstehen hat. Auf der einen Seite herrscht das übliche, geist- und herzlose Almosengeben: Brandis und Brigitte; auf der andern steht Gottliebs anscheinend herbe und sich zu versagen scheinende Art, die aber durch Aufrichten des Ehrgefühls, des eigenen Willens und des ganzen innern Menschen höhere Ziele verfolgt und auch erreicht. „Leviten und Samaritaner" hat ursprünglich der Titel heißen sollen.

Auch hier eine ganze Galerie lebensvoller, gutgeschauter und gezeichneter Gestalten: Mit dem Kienseppli scheinen Gestalten wie das „Gemeindekind" der Ebner-Eschenbach oder die Figur des durch den Anblick wahrer Mutterliebe gebesserten Findelkindes in der Hundegeschichte „Die Spitzin" von derselben Dichterin vorweggenommen; die sanfte Marie und das originelle Käuzlein mit seinem Tierparadies, dann Gottlieb mit seinem im 9. Kap. so flammend vorgetragenen Berufsideal, vor allem aber Meister Brandis und Brigitte selber. Des Meisters heuchlerische Gesinnung, die vor dem Hause des Nußrainbauers sich in Wutausbrüchen über die Last des Armenpflegeramtes äußert, um sofort drinnen von den Christenpflichten zu reden, wo er damit zu imponieren glaubt, seine scheinheilige Herzenshärtigkeit, die alle alten Verfehlungen vorhält, in taktlosem ewigen Ermahnen stark ist und sich geschickt weiß hinter christlichen Redensarten zu verstecken, dann seine um ein Kleines mildere Schwester, die stets „den Zwirn vom Strickknäuel wickelt, so weit der lange Arm sich ausrecken mochte", erfahren eine Wiedergabe von beißender Satire. Da zeigt sich dann die ganze Erbitterung des auch im Leben allem Schein so abholden

geraden Mannes; sie reißt ihn fort zu einem Schluß, der die Karikatur streift: „Die letzten Jahre zog sie sich von Allem, sogar vom Verein, allmählig zurück und vertrocknete immer mehr. Auf dem Todbette, ihrer Sinne nicht mehr ganz mächtig, wollte sie über dem Andachtsbuche noch die Hände zum Beten falten, kriegte da aber die Brille zwischen die Finger und den Arzneilöffel, und mit diesen fing sie an zu stricken im Vergeß. Hiebei entschlief sie. . . ."

In der Komposition ist „Kienseppli" ungleich kunstvoller als der erste Roman, insofern als die Geschichte sozusagen auf mehreren Geleisen fährt und die Hauptpersonen und Schauplätze abwechselnd vorgeführt werden. Ein Fortschritt in der Technik ist mithin festzustellen; aber die Gestaltungskraft versagt auch hier an wichtigen Stellen. Das 6. Kapitel „Gottlieb sattelt um" bringt die theologischen Nöte der Studenten nicht in anschaulicher Verlebendigung, sondern wieder in einem zusammenfassenden Bericht, als handelte es sich um ein psychologisches Gutachten; die Gestalt Gottliebs geht nicht allein, sie braucht die psychologisierende Krücke, die ihr der Autor mitgibt. Und in Kap. 7 „Auch der Kienseppli sattelt um" folgen lange Auseinandersetzungen zwischen Seppli und Marie, und diese nicht als lebendiges Gespräch, wogegen nichts einzuwenden wäre — wieviel wird bei Gotthelf gesprochen oder gar bei Fontane! — sondern leider in fataler indirekter Rede, was überaus ermüdend wirkt. Unwillkürlich denkt man an die Grenzbotenkritik vom „verlornen Sohn"; das sittlich-religiöse Pathos Gotthelfs hat wieder nicht genug Gestaltung gefunden; nur am Schluß, wo der stellenlose, stets fortgeschickte, nie recht entlohnte Seppli seine Erlösung im Wellengrabe gefunden, da ist das Gefühl stark genug, sich die poetische Anschauung zu erzwingen: „Jetzt hat der arme Seppli einen Platz gefunden, sein Meister wird ihn nicht mehr fortschicken, und viele möchten ihn um seinen Lohn beneiden." Der Schatten Gotthelfs lagert sich eben breit über alles, was damals Volksschriftstellerei heißt. Kann einer in seinem Lande Fragen des Armenwesens behandeln und ganz in eigenem Lichte wandeln? Es erscheint schier unmöglich. Oder sollte es Zufall sein, daß der harte Armenpfleger in einer Geschichte, in der eine plötzliche Wassernot entscheidend eingreift in die Schicksale der Menschen, Brandis heißt wie der tyrannische Freiherr in Gotthelfs „Wassernot im Emmental von 1837"? Wie sehr gerade diese Emmentaler Sage Gotthelfs interessierte, beweist die Tatsache, daß der in Bern eingebürgerte schwäbische Professor und bekannte Aristophanesübersetzer Ludwig Seeger daraus eine Ballade formte. Gotthelf, darob in nicht geringen Zorn versetzt, glaubte sich in der Vorrede zum 1. Bändchen seiner „Bilder und Sagen" wehren zu müssen; der Stoff gehöre ihm, das müsse er sagen, damit es nicht den Anschein habe, als ob er Herrn Seegers Reime „dem Publikum ungereimt auftische" . . . Und wenn Gottlieb in Kap. 9 als Arzt vorgeführt wird, so denkt man unwillkürlich an den Landarzt im 18. Kap. des 2. Teils vom „Anne Bäbi Jowäger", dem auf struben Wegen in tiefer Mitternacht im Herzen als Sterne die dankbaren Augen seiner armen Patienten leuchten. Es mag zunächst auch wie eine zufällige Übereinstimmung aussehen, daß bei beiden Volksdarstellern der Ernst und die Eindrücklichkeit der Bettagspredigt im Leben ihrer Helden epochemachend wirken — Seppli wird vom Selbstmord abgehalten; die alte Bäuerin vom Liebiwylerhof in „Geld und Geist" findet den Rank zur Versöhnung mit ihrem Manne — aber bedenkt man, wie eifrig Meyer las, wie kurz vorher die einschlägigen Werke Gotthelfs bekannt geworden waren, wie starken Absatz nur allein schon „Uli" in Basel gefunden, (laut Brief Hagenbachs an Bitzius von 1849), wie dann auch „Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz" (mit ihrer Schilderung kommunistischer Umtriebe), wie Meyers nächste Freunde früh das Stück Gotthelf in ihm feststellen, und wie neu und mächtig dessen Volksdarstellung überall einschlug, wenigstens bei Vorurteilslosen, so gewinnt die Ähnlichkeit an Bedeutung.

Die Sicherheit der Zeichnung aller Charaktere und nicht weniger die Sicherheit in der Führung der Fabel und der Lösung der gestellten Aufgabe, wahres und falsches Wohltun an den Armen einander gegenüberzustellen, verdient trotz alledem noch heute unsere Achtung.

Allerdings führt die nächste Arbeit epischer Natur dafür weit genug ab von Gotthelf. Mit „Johanna oder Himmel und Erde im Leben eines Weibes" (1858) hat Meyer einen der ersten Frauenromane geschrieben, lange bevor die Gattung Mode war. Freilich nicht einen Frauenroman im Sinne des unerlösten modernen Weibes; vielmehr die innere Geschichte einer Frau, die durch Naturanlage und falsche Erziehung trotz allen guten Eigenschaften sich dahin entwickelt, daß sie allem Unangenehmen aus dem Wege geht, eine unbefriedigende Ehe schließt, die Beschwerden der Kindererziehung nicht tragen kann, tief unglücklich, sich nun den religiös Erweckten in die Arme wirft, in allerhand christlicher Liebestätigkeit macht und sich dem eigenen Haus selber ganz entfremdet, bis die schwere Krankheit des Kindes mit ihren Pflichten, Sorgen, Ängsten, aber auch Segnungen sie gänzlich wandelt und zur glücklichen Mutter und Gattin werden läßt. Auch ihr Leben war einmal ein „ununterbrochenes Opferfest", wie man dasjenige der Heldin eines Romans von Johanna Schopenhauer genannt hat („Gabriele"), wo die ästhetischen Interessen alles andere ertötet hatten. Aber weit über den dreißig Jahre zuvor erschienenen Roman hinaus ragt „Johanna" durch den Ernst darin geschilderten religiösen Lebens und den Adel der erzieherischen Absichten des Verfassers. Ihm lag ganz offenbar daran, zu zeigen, wie das natürlichste und gesegnetste Wirkungsfeld der Frau die Kinderstube ist, wie von hier aus, wenn sie ihre Pflicht voll erfaßt und mit Hingebung erfüllt, ein Licht und eine Wärme ausstrahlen, die auch den kühlsten Mann endlich in ihren Bannkreis ziehen müssen, denen überhaupt auf die Dauer nichts zu widerstehen vermag. Und nebenher geht in der Schilderung des ruhelosen Betätigens in christlichen Liebeswerken außer dem Hause eine besonnene Kritik, die heute noch mancherorts beherzigt werden dürfte. Erst das eigene Haus und die Nächsten, dann die Welt! Gott will nicht deine Armenpflege auf Kosten deines nächsten Pflichtenkreises! Das will der Dichter predigen. „. . . nicht die Menschheit bedurfte ihrer Hingebung, das eigene Fleisch und Blut nahm dieselbe hinlänglich in Beschlag." Und wie die Heilung vollzogen ist, heißt es: „Indem sie sich gedemütigt und beschränkt, hatte sie das Höchste, das Regiment des Hauses, wie dies dem Weibe ziemt, sich errungen, war die Hauptpulsader geworden, die jedem seine Kraft zuleitete" . . . . Und nicht nur besonnene Kritik an christlicher Liebestätigkeit übt der Verfasser; er dringt auch hinab in die Abgründe der Seele und weiß Bescheid, wieso es trotz allem religiösen Fühlen und Tun nicht gelingen will; es gebe eben christliche Handlungen, die weder Vorschrift noch Mitwisser vertrügen.

Die Wiedergeburt des Hauses durch den Einfluß der Mutter — in diesem Gedanken berührt sich Meyer mit H. Pestalozzi. In „Lienhard und Gertrud" erschien diese Idee zum erstenmal gestaltet. Das Erzieherische kommt auch sonst nicht zu kurz in dem Buche. Johanna findet nach ihrer Umkehr arg verwilderte und der elterlichen Zucht entwachsene Jüngelchen und hat ihre liebe Mühe mit ihnen; aber sie bleibt fest, und es gelingt. Manches kommt hier zur Sprache, das als ewige Wahrheit auch heute wieder sollte gepredigt werden; beißenden Hohn hat Meyer auf den neumodischen Grundsatz, daß „die Kinder durch die Ungezogenheit erzogen werden und Zucht und Gehorsam mit ihrer Freiheit und Menschenwürde sich nicht vertragen" . . . Es ist eine seiner tiefsten Überzeugungen, daß Erziehung ein von Gott anvertrautes Amt sei, das nicht gewissenhaft genug könne verwaltet werden.

Das Buch ist schwer zu lesen. Nimmt man sich die Mühe, den Gang der Geschichte während des Lesens mit einigen Strichen festzuhalten und gar noch etwelche Kernstellen zu notieren und übersieht nachher das Resultat, so wundert man sich billig darüber, daß man beim Lesen selber so oft nahe am Gähnen war. Die Tendenz ist so vortrefflich, die vorgetragenen Anschauungen so gesund, die Gesinnung so rein, einzelne Begebenheiten so aus der Wirklichkeit gegriffen, die Wärme so echt; um so mehr muß man bedauern, daß das Ganze nicht höhere dichterische Gestaltung gefunden hat. Selbst da, wo es spannend sein könnte, bei der Erkrankung des Kindes, wird man das Gefühl einer gewissen Trockenheit nicht los. Was macht ein Gestalter wie H. Hesse in seinem Roman „Roßhalde" aus einer ähnlichen

Situation! Wir erleben eben als Leser die Sache zu wenig selber, wir hören den Autor zu viel darüber; dem Verstand gibt er genug, der Phantasie zu wenig zu tun, er analysiert und demonstriert, wo er modellieren sollte. Wenn bei einer Arbeit, so war sich bei dieser Meyer seines Mißerfolges bewußt. Wenn er in einem längern Schreiben an Freund Biedermann Tendenz und Seelenschilderung auch in Schutz nimmt und von der erprobten Wirkung auf die verschiedenartigsten Frauen zu berichten weiß, so muß er doch zugeben, daß das Buch nichts Gewinnendes habe, daß der epische Faden zu dünn und das interessante Beiwerk der nackten Moral zuliebe zu mager geraten sei. Er gibt zu und verteidigt; das zeigt deutlich, wie sehr ihm die Sache am Herzen lag. Er erklärt aber auch unumwunden, daß seine Art zu produzieren, ohne „innerliche Ungeteiltheit", in zerstückelter Freizeit, vieles verschulde, und daß ihm Kleineres, das in einem Anlauf zu bewältigen sei, besser gelinge. Daß dem so ist, wird später noch zu zeigen sein. Des ferneren bezichtigt er sich selbst der Gleichgültigkeit des Rabenvaters, sobald einmal die Geburt vorüber sei. Und daß das aufrichtig gemeint ist, erkennt man an der humorvollen Fassung: „besser wäre gewesen, wenn Moral nnd Poesie Arm in Arm auf Eroberungen ausgegangen wären." In höhere Gesellschaftsschichten hat sich Meyer später nicht mehr als Darsteller gewagt.

Schon zwei Jahre hernach ist er wieder auf dem Plan mit einer breitangelegten Erzählung. Nicht ohne Selbstbewußtsein meldet er Biedermann, daß es sich dabei um keine Sudelei handle, sondern um eine langsam gereifte, nun schon ein Jahr alte Arbeit, die ihre Entstehung allerlei der Zeit nach Auseinanderliegendem verdanke. Er moralisiere darin auch, aber „der konkrete Teil" sei „doch dickleibig genug". Es ist das glückliche Gegenstück zum Kienseppli: „Mareili, das Bettelmädchen auf dem Letthofe". In der Tat tritt hier die Tendenz zurück oder erscheint in künstlerischer Gestaltung schön aufgegangen; es stören keine öden Gespräche oder tote Strecken; in ebenmäßigem Fluß geht die Geschichte vorwärts. Ihr Thema ist die Heranbildung des Bettelmädchens Mareili zu einem braven Menschenkinde und dann zu einer tüchtigen Bäuerin und Hausfrau. Das wird erreicht durch die Umwelt eines musterhaften Bauerngutes, des Letthofes, wo der Letthofbauer mit unbeugsamer Strenge auf Zucht und Ordnung hält, mehr aber noch durch die nie versagende noch versiegende Herzensgüte der Bäuerin. Wieder benötigt der Dichter zwei Hauptschauplätze; außer dem Letthof ist es noch das Anwesen des dem Schnaps ergebenen Schneiders Andres. Sein Hansli hat einst beim gemeinderätlichen Versorgen der Glieder der Bettlerfamilie sich des Mädchens Herz mit einem Apfel geneigt gemacht, hat das heranwachsende später gegen den Übermut roher Bursche in Schutz genommen, reißt, nachdem sein Vater durch den Alkohol umgekommen, die Mutter aus Verzweiflung und den kleinen Haushalt aus dem Elend, gewinnt die Teilnahme der wohltätigen Letthöfers Leute und stellt so eine Verbindung zwischen seinem Elternhaus und dem Letthofe her, die notwendig zur Heirat mit Mareili führt. Zwei Häuser, zwei Welten! Dort die aufsteigende, hier die jäh abfallende Linie der Entwicklung. Das schafft starke und günstige Kontraste, wie denn die ganze Erzählung reich ist an fesselnden, ebenso wahr und scharf geschauten als flott erzählten Einzelszenen und Begebenheiten, deren Aufzählung unterbleiben mag. Ohne daß der Autor zwischen seine Geschöpfe und den Leser erklärende Reflexionen einzuschieben braucht, wird die volkserzieherische Absicht klar: der Segen fester Zucht, guter Gewöhnung, nüchterner Lebensweise, fleißiger Arbeit, einer geregelten Ordnung im Hause und vor allem des lebendigen Beispiels der Alten soll vor Augen geführt werden. Man läßt sich gern überzeugen davon, daß die anfänglich erzwungene gute Haltung „in Ordnung, Fleiß und Aufführung endlich zur Gewohnheit, zur andern Natur" werden muß. Nur an wenigen Stellen, z. B. in der Erziehung Mareilis erfolgt pädagogischer Bericht statt Szene, oder wo die Letthofbäuerin die Hilfe für die Schneiderlisbeth einleitet, will die alte Manier durchbrechen, erst das Folgende zu erklären, statt gleich gestaltet vorzuführen; auch ist der ursächliche Zusammenhang der zwei Schauplätze technisch etwas unbeholfen gewahrt, denn erst im 11. Kapitel werden die Figuren vom Anfang wieder eingeführt, was zur Folge hat, daß später beim 18. Kapitel überdeutlich muß in der

Überschrift gesagt werden: „Der Letthof taucht wieder auf". Doch wird das wettgemacht durch eine stellenweise geradezu glänzende Psychologie. Statt vieler Beispiele nur ein ausführliches! Der Schneider Andres hat vortreffliche Gründe, schon im Laufe des Vormittags eins auf den Zahn zu nehmen; wie er, halb beleidigt und trotzend, halb mit schlechtem Gewissen, sein Tun jeweilen mit neuen Ausreden vor der aufpassenden Frau rechtfertigt, das ist ganz und gar dem Leben abgelauscht: Er nehme ihn allein zum Erwärmen bei dem feuchtkalten Herbstwetter; das tadelnde „schon wieder" seiner Frau sei schlecht am Platze; gestern sei ihm das Sauerkraut auf dem Herzen gelegen, er brauche ein Schlücklein zum Verreißen; er sei vorgestern neben den Kaffee gekommen, habe darum ein Tröpflein verdient; er sei nicht ganz unter der Nase und seine Gesundheit ihm zu lieb, um bei solcher feuchten, giftigen Luft sich nicht in acht zu nehmen; die kalten Nebel führen ihm jedesmal in den Leib und die Winde stockten; er habe zu viel die Erfahrung gemacht, wie heilsam ein Schlücklein Gebranntes sei; er bringe niemand in Schaden oder Unkosten, denn den Brenz habe er geschenkt gekriegt".... Auf ähnlichen Wegen bewegt sich auch die Logik der schöppelnden Landjäger und die des zum Schnapsen verleitenden Krämers; es sei „eine neue Sendung, kräftigern und gesündern, der einem auf dem Todbette das Herz erquickte, habe er nie gehabt"... u. s. f.

Auch politische Zeitschäden werden satirisch gestreift, so der Brauch, politische Flüchtlinge, die sich erst eingekauft haben, mit Gemeindestellen zu versehen, wo sie dann als unreife Schwätzer Unheil anstiften; oder es werden Gewalttätigkeit, Machthaberei und unlautere Machenschaften der Gemeindevorsteher schonungslos aufgedeckt. Aus der Zeit genährt erscheint überhaupt das ganze politische Treiben, das einen Meyer tief verstimmen mußte. „Knirpse, die kaum allein die Nase zu schneuzen vermochten, schrien sich heiser nach unveräußerlichen Volksrechten, Menschen, mit denen es den entschiedensten Krebsgang ging, brüllten entschiedensten Fortschritt; war einem Lump daheim von der Gemeinde das Wirtshaus verboten worden, so appellierte er sicher an den Staat, und Leute auf dem Umgange pochten auf Verfassungsgarantieen."... War, wie wir oben gesehen haben, die Umwelt früher blaß und kaum anschaulich noch lokalisierbar, so haben in „Mareili" offenbar bestimmte Vorbilder zu anschaulichen Schauplätzen als Vorbilder gedient. Der Letthof wird weit und breit gekannt an seinem großen steinernen Brunnen mit wunderschöner Trauerweide. Wie eine noch vorhandene Zeichnung weist, hat beides das vom Dichter so gerne besuchte „Rote Haus" bei Pratteln besessen. Meyer kannte überhaupt solche musterhaft geführte Höfe; dem Spital gehörten damals bis weit ins obere Baselbiet solche zu eigen, die der Direktor nachzusehen die Pflicht hatte; er hat sie bei gelegentlichen Besuchen gerne mit dem Stifte in sein Album eingetragen; vom Hof Ullmatt zwischen Bretzwil und Paßwang existiert noch jetzt eine flotte Skizze. Diese kleinen Selbständigkeiten, so unbedeutend sie scheinen, zeigen des Dichters energisches Fortschreiten zu einem gesunden Realismus; er wollte nicht nur in Plan und Idee, sondern auch in allem andern er selber sein, so sehr im allgemeinen, ihm selbst kaum bewußt, die Geschichte dieses Verdingkindes als kleines Gegenstück zum „Bauernspiegel" mußte aufgefaßt werden. Er hat überhaupt wohl kaum bemerkt, wie nahe er sich im einzelnen noch mit großen Vorbildern berührte. Frau Anna, die Letthofbäuerin, ist in ihrer milden, Gutes tunmüssenden Art ohne die Liebiwyler Bäuerin in „Geld und Geist" kaum denkbar; wie Gotthelf dort den Geist der Leute sich in den Ortsnamen spiegeln läßt, so müssen bei Meyer die Bettler aus Lümpischwyl stammen. Und der gewissenlose Krämer, der den Schneider durch den Fusel immer mehr in seine Gewalt zu bekommen weiß, hat einen erlauchten Vorfahr ganz ähnlichen Schlages in Pestalozzis Vogt und Wirt Hummel.

Die sittlichen Fragen, die der Dichter im letzten Werke behandeln mußte, lagen durchaus im Kreise der Gedanken und Anschauungen, wie sie ein so eifriges Mitglied der Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen unablässig beschäftigen mußten. Im selben Jahre wie „Mareili" erschien seine

von der Gesellschaft preisgekrönte und herausgegebene Schrift „Sicherer Wegweiser zu einer guten und gesunden Wohnung. (Zwei Preisschriften, deren andere von J. J. Balmer-Rinck herrührt. Basel, Bahnmeiersche Buchhandlung [C. Detloff].) Daraus leuchtet deutlich Meyers Lieblingsgedanke hervor, daß die wahre Volkswohlfahrt nicht durch äußerliche Verbesserungen erreicht wird — man erinnert sich an das Vorwort zum „Verlornen Sohn" — sondern daß alles Heil vom „Allerinwendigsten" kommt; eindringlich wird neben allem Praktischen auch vom Fundament des Hauses und dem wahren Baumeister gepredigt. Aber so wenig Meyer über dem Äußerlichen das Innerliche vergißt, so wenig unterschätzt er die Kräfte, die dem Menschen allein schon an die Hand gegeben sind, sein Glück zu fördern. „Luft", „Licht", „Reinlichkeit und Ordnung", „Recht sehen und richtig rechnen" — in diese vier wichtigen Kapitel häuslicher Gesundheitspflege im weitesten Sinne läuft die Schrift aus. Besonders das letzte Kapitel mußte dem, unter dessen Augen ein so gewichtiges Volksinstitut wie die Zinstragende Ersparniskassa entstanden war, am Herzen liegen.

Wie gerade die kleinen Leute es sind, die den Wert der Sparsamkeit nicht einsehen, weil sie von ihren bescheidenen Anfängen aus nicht an einen Erfolg glauben wollen, und wie wenig sie geneigt sind zu verstehen, daß der Wohlstand so vieler Bürger aus eben solchen unbedeutenden Anfängen hervorgegangen ist; diese Beobachtung hatte der Arzt und Spitalmeister wohl oft anzustellen Gelegenheit gehabt. Was lag da näher, als auch diese im Leben des Volkes so bedeutsame Angelegenheit einmal zum Gegenstand einer besondern Geschichte zu machen? Es ist die letzte größere erzählende Arbeit und trägt den Titel „Dienen und Verdienen, eine Dienstbotengeschichte." Sie ist aus dem Kalender hervorgegangen. Sie erzählt die wechselvollen Erlebnisse eines armen Verdingkindes, das, wohlbehütet von seiner rechtlich und gutdenkenden Herrschaft, allerlei Gefahren entgeht und seine Bätzlein gewissenhaft zur Sparkasse trägt. Dort erkennt es im Schmidtrudi einen Spielgenossen aus frühester Kindheit; auch er hat seinen Weg durch allerhand lockere Zeiten und Lumperei in die sparsame Rechtlichkeit gefunden. Sie werden bald einig; die gemeinsame Willenszucht und ernste Lebensführung gibt ein festes Band. Vorher wird Rudolfs Geschichte eingeschoben, ihr nur andeutend geschildertes Milieu mahnt leicht an jene sauber komponierte altmodische Kaufmannsgeschichte „Herr Lorenz Stark" des alten J. J. Engel mit der Gestalt des energischen alten Kaufmanns, der unbedingt die Herrschaft führt. Aber mit dem Sichfinden der Liebesleute ist es nicht getan; Meyer macht sich die Sache nicht so leicht, und das spricht für die tiefe Gründlichkeit seiner erzieherischen Einsichten und Absichten. Hat nicht schon Gotthelf seinen Uli zur Sparsamkeit und durch diese zum Geiz geführt und ihn hernach erst die richtige goldene Mitte finden lassen? So sind hier die jungen Leute dem Leichtsinn, der Verschwendung und Genußsucht entflohen, aber dafür rennen sie der Hartherzigkeit, Lieblosigkeit und dem Mammonsdienste in die Arme. Wie da das Leben selbst im Verein mit selbstloser Güte edler Mitmenschen eine Radikalkur vornehmen muß, das bildet den erbaulichen Schluß der Geschichte. Sie ist im Stil nicht leicht gehalten, schlagend im Ausdruck nur wo der Dichter vom Eigensten zu geben hat, warm überall da, wo er für die Verkürzten gegen die hochfahrenden Bessersituierten Partei ergreifen darf, weist aber entschiedene einzelne Fortschritte im Poetischen auf, wo Natur und Gemütsleben, Inneres und Äußeres in Einklang gebracht werden. Solches sind wir als Kunstmittel im neueren Roman gewohnt; bei einer Volksschrift von dazumal darf es rühmend hervorgehoben werden. Wie die zwei Verlobten innerlich uneins und verstimmt vom Besuch in Annemareilis Heimat zurückkehren, spüren sie den kalten Herbstnebel doppelt: „Rudolf knüpfte seinen Rock zu, während Annemareili das Halstuch dichter um den Nacken zusammenzog." Und was nun folgt, würde ein rein künstlerisch schaffender Dichter getrost der mitschaffenden Phantasie des Lesers überlassen; Meyer ist noch nicht so weit, er muß deutlich sagen, daß der Nebel auch in die Herzen gedrungen sei u. dgl. Solche unkünstlerische psychologisierende Erklärungen machen den Gang der Erzählung schleppend und verstimmen

den Leser durch die bemerkte Absicht. Mit Recht hat deshalb der Berner Verein zur Verbreitung guter Schriften (Heft 11) die Erlaubnis des Verlags zu Kürzungen eingeholt. Die Hauptsache aber, die Darstellung der guten und der schlechten Herrschaften, in ihrem Verhältnis zu den Dienstboten, ob väterlich — menschlich — christlich oder hochfahrend, auf beleidigende Weise Distanz wahrend mit dem ewigen Vorhalten, daß das Dienende nur Magd oder Knecht sei, die ist trefflich geraten; hier ist Meyers satirischer Sinn für die sittlichen Torheiten besonders geschärft und schenkt ihm glückliche Einsichten bis in die Kleinigkeiten der Namengebung hinein. Steht nicht die vornehmtuerische, räkelige und herzlose Herrschaft, der nichts recht zu machen ist, leibhaft vor unsern Augen, wenn wir nur hören, daß es Frau Säuberling und Fräulein Tochter Emeline ist?

Auf dieses Gebiet seines gesamten schriftstellerischen Schaffens, die Volkserzählung, hat Meyer-Merian ganz offenbar die größte Mühe verwendet und das größte Gewicht gelegt. Überschaut man es heute im ganzen, so läßt sich vom Standpunkt der heutigen Literaturentwicklung so viel sagen: Meyer hat wie kein zweiter tiefe und gründliche, theoretische und praktische Einsichten in das Wesen und die Ansprüche der Volksliteratur gehabt. Davon legt vollgültiges Zeugnis ab allein schon seine im Todesjahr 1867 erschienene Schrift „Volkslitteratur und Volksschrift", die die Basler Sektion der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft herausgab. Was er da nach einer dem Fachmann in literarischen Dingen Ehre machenden historischen Einleitung für Gesichtspunkte und Forderungen aufstellt, das spricht von seinem Ernst. Einige Hauptpunkte seien herausgegriffen: In der Volksschrift darf sich keine verwerfliche Tendenz nach Volksschmeichelei breit machen. Den Stoff bieten ihr Vaterland, Religion, die Gegenwart mit allem allgemein Menschlichen, mit Familienleben, mit Fragen des sittlichen, gesellschaftlichen, politischen, naturwissenschaftlichen Lebens. Soll aber einerseits nicht nur die Volkssphäre vorherrschen, so sind doch anderseits Zeitfragen wie Armensache, Erziehungsfragen, Arbeitsverhältnis, Sparsystem, Dienstverhältnis nicht ausgeschlossen. Die Darstellung darf sich aber nicht abstrakt zur Wirklichkeit verhalten, es sollen keine Musterwirtschaften vorgeführt werden, und das Vorgeführte nicht in fadenscheinigem Aufzuge halbbekleideter Theorien, Abhandlungen, Räsonnements; Menschen und Verhältnisse sollen nicht nach selbstgefertigten Schablonen gemalt werden, „sonst wird es der Schriftsteller höchstens zu artigen Puppen bringen, mit Moral und Tugend, wie mit Kleie ausgestopft, nie aber zu lebendigen Menschen mit Adern voll Blut und eckigen Köpfen!" . . .

Diesen tiefen und wahren Einsichten, den reinen Absichten, der klaren Überschau über Welt und Leben und alle Verhältnisse der großen und aufrichtigen Wärme entsprach nun nur eines nicht, das Gestaltungsvermögen. Meyer ist ein zielbewußter Kopf, aber seine Phantasietätigkeit nicht reich genug. Daher gewährt keine von den besprochenen Romanschöpfungen — das sind sie, denn sie alle geben, wenn auch auf engerem Schauplatz, einen Ausschnitt aus dem Leben — einen ganz reinen Genuß. Es ist keine davon ein ganz gelungenes, rundes Kunstwerk. Wie sehr die gerügten Mängel aber mit der ganzen Art des Autors verwachsen sind, ersieht man daraus, daß die Geschichten auch in der Kürzung nicht besser werden; es fällt zu viel von der behaglichen Melodie des Vortrags dann dahin. Trotzdem kann noch heute ein Leser reichen Gewinn von Meyer haben, wenn es ihm gelingt, darüber hinwegzusehen und sich für die dargestellten Fragen, Verhältnisse und Menschen sein Interesse wach zu erhalten. Er freut sich an der scharfen Beobachtung und gesunden Bewertung des Lebens wie an der warmen Menschenliebe, die aus allen Blättern hervorleuchtet. Und er läßt sich erheben durch die Reinheit der Gesinnung, die bei aller Lebenswahrheit, dem Guten zuliebe, nie, bloß um realistischer Wirkung willen, in das Ausmalen des Bösen, Angefaulten oder Verführerischen versinkt. Vor allem ist die Darstellung der Liebe bei Meyer von einer wohltuenden Lauterkeit. Sie ist bei ihm nicht die brausende, unheilvolle Leidenschaft, sondern die stille, verklärende und reinigende Macht, die aus dem verborgensten Innern des Menschen sein Bestes heraufholt. Sie hat etwas keusch Verhaltenes, das nicht viele Worte kennt,

aber dafür in der Ehe still und mit wohltuender Gleichmäßigkeit weiterleuchtet und wärmt. Für diese Ruhe im Eheglück findet er mehrfach in aller Schlichtheit ergreifenden Ausdruck: „klare Tiefe und Zufriedenheit" nennt er das Wesentliche an ihr im „Kienseppli", und selbst einer „Johanna" bereitet er zum Schluß ein solches Glück, kein schwärmerisches, aber „jene Sicherheit, jenen Frieden im Leben, die das Glück mit Heiterkeit genießen, das Unglück mit Mut tragen lehren, ungetrübt von dem Schaume der Eitelkeit, wie von der Hefe der Leidenschaft, für das Große fähig, getreu zum Kleinsten." Das scheint ganz unmittelbar Meyers Innerstem entsprungen. So schafft er, neben mehr realistisch gehaltenen Alltagsfrauen, eine ganze Galerie lieblicher Frauengestalten, in der das reife, weibliche Güte betätigende Weib so schön vertreten ist, wie das blutjunge Ding, und macht so ganz eigentlich von dem Vorrecht des Dichters Gebrauch und von der „lieblichsten der Dichtersünden, süße Frauenbilder zu erfinden, wie die bittre Erde sie nicht hegt."

Das Gefühl, mit diesen großen Erzählungen gerade die Schichten nicht zu erreichen, auf die er einwirken wollte, mag Meyer bewogen haben, zweimal sich in ein größeres, volkstümliches Unternehmen zu stürzen, das auf Jahre hinaus verpflichtete, aber seinen Neigungen und seiner Art zu produzieren, das heißt sich in glücklichen, kleinen Würfen auszugeben und seinem Hang zur Kleinmalerei die Zügel schießen lassen zu können, völlig entsprach. Es ist das Kalenderwesen. Von 1853—1856 gab er den „Schweizerischen Hausboten" heraus, und übernahm von 1863—1865 den „Kalender des Basler hinkenden Boten", der „unter Pfr. Sarasins bisheriger Redaktion zu geistlich geworden, und den ich nun in ein weltliches Geleise bringen soll", wie er an Biedermann im März 1862 schrieb. Das erste Unternehmen war ganz und gar aus seiner eigenen Gedankenwelt und Initiative hervorgegangen, kommt also hauptsächlich in Betracht. Von Anfang an stellte sich Meyer dabei unter die Führerschaft des unübertroffenen und unübertrefflichen „Rheinländischen Hausfreundes" von Johann Peter Hebel. Wer das nicht gleich beim oberflächlichen Durchblättern des ersten Jahrganges merkte, dem mußte es die erwähnte Schrift über Volksliteratur klarmachen. Dort bedauert der Verfasser, daß so wenige den Mut und das Zeug dazu hätten, „den sichern Griffel des Rheinländischen Hausfreundes" aufzunehmen. Dem Volk Gutes zu bieten und es dabei unmerklich zu erziehen, hält er für seine Aufgabe; im Hinblick darauf schrieb er einmal an seinen Zürcher Freund, er könne seinen Beruf, am Volke zu doktern, nicht lassen. Das Kalenderwesen lag damals im Zug der Zeit. Es hat zunächst mit der gerühmten Dorfgeschichte eines Auerbach nichts zu tun; diese ist ein Kunstprodukt und entstanden im Gegensatz zur Salonpoesie der Vierziger Jahre und ihren verderblichen Einflüssen; beide Richtungen hängen aber indirekt zusammen mit dem erwachenden politischen Leben der Zeit vor 1848 und dem Erstarken alles Nationalen und Volkstümlichen. Von 1846 an erschien auch W. O. von Horns, des Hunsrücker Geistlichen und Kalendermannes, bald weit und breit bekannte „Spinnstube", deren beste Erzählungen dann unter dem Titel „des alten Schmidjakobs Geschichten" und weiterhin als „Rheinische Dorfgeschichten" in billiger Volksausgabe wieder abgedruckt worden sind. Und die letzten Fünfziger Jahre brachten die Zeitschrift „Die Maje", an der sich auch unser Landsmann beteiligte. Horns erste Schriften galten der äußern und innern Hebung des Handwerkerstandes und waren getragen von einem Geiste echt christlicher Frömmigkeit. Also genug äußere und innere Berührungen in zwei weit auseinanderliegenden Lesergebieten! Sie allein, ganz abgesehen von ähnlichen Bestrebungen in Nähe und Ferne, lassen erkennen, was in der Luft lag. Die volkstümliche und zugleich christlich gefärbte Unterhaltungsliteratur hat ja damals überhaupt einen starken Aufschwung genommen; es sei nur an die prächtigen hessischen Erzählungen O. Glaubrechts (R. L. Ösers) erinnert, die seit Beginn der Vierziger, und an die „Bilder und Geschichten aus Schwaben" der trefflichen Ottilie Wildermuth, die in den

Fünfziger Jahren erschienen. Meyer hat sein Unternehmen bescheiden eingeführt. In einer Art Vorwort beteuert er, nicht von sich zu glauben, er sei der wahre Jakob, er habe Respekt vor andern; aber es sei Platz für alle da, er wolle nichts als unterhalten und gut unterhalten und so etwas wie Hausbrot sein. Das ist nicht zuviel gesagt. Wer sich in dem gewürzten Vielerlei der großen modernen Literatur den Sinn für das Schlichtvolkstümliche noch nicht hat verderben und den literarischen Gaumen für einfach währschafte Kost nicht hat abstumpfen lassen, der blättert noch heute mit Genuß und oft nicht ohne behagliches Schmunzeln in den alten, vergilbenden Blättern. Und der Verein für Verbreitung guter Schriften hat gut daran getan, manche der kleinen, dort sonst vergrabenen Geschichten der Vergessenheit zu entreißen.

Der Hausbote ist in seinen vier Jahrgängen, wie es in der Natur der Sache liegt, nicht gleichwertig, und im einzelnen Jahrgang sind auch nicht alle einzelnen Stücke gleich vollwertig; kein Billiger wird das erwarten. Meyer erreicht Hebel bei weitem nicht an Originalität, Humor, Frische und Ergötzlichkeit der lustigen Geschichten; aber er ist sehr reichhaltig und vielgestaltig. Außer größeren und kleineren Erzählungen bringt er Stimmungs- und Genrebilder, historische und andere Anekdoten, gerne lehrhaft zugespitzt; geschichtliche Mitteilungen, kurze politische Betrachtungen mit Bezug auf Vorgänge auf dem Welttheater, dann wieder kleine Eulenspiegeleien, Kapitelchen aus der Kinderzucht, Parabelartiges, Naturwissenschaftliches und Naturbetrachtungen, Artikel über Nahrungsmittel, Volkshygiene, Soziales. Ich fürchte, mit diesem Versuch, nach Gattungen zusammenzufassen, noch lange nicht alles untergebracht zu haben. Eindrücklich sind seine Artikel vom Sparen, Haushalten; köstlich die pädagogischen Winke, angehängt an eine Schilderung „Wie die jungen Störche fliegen lernen" (1854). Besonders gut hört es sich dem Naturfreund, dem Tierliebhaber, dem praktischen Arzte und Hygieniker, dem verständigen Erzieher zu. Da wußte er für seine Leute den Ton zu treffen, wie denn auch die Basellandschaftliche Zeitung in der Kritik des Jahrgangs 1854 den Baselbietern die Aufsätze über Tabak, Kaffee, und Wunderdoktoren angelegentlich empfiehlt, „welche drei Artikel bekanntlich bei ihnen in großem Ansehen stehen." Genau wie Hebel führt sich der Verfasser selbst ein als „Hausbote", versichert die Wahrheit des Vorgetragenen wie Hebel, leitet ewa ein Geschichtlein ein wie er und steuert auf den moralischen Kern los wie sein Vorbild, wendet stehende volkstümliche Formeln neuartig, liebt drastische Wendungen und Witzspiele. Gibt es bei Hebel „Mittel gegen Zank und Schläge", so bei Meyer „Mittel gegen Prozesse" (1854); auch Meyer unterhält von „Finsternissen". Im Artikel über den Kaffee (1855) heißt es z. B.: „. . . . hat es der Hausbote doch selber schon erlebt, daß der Name das Beste gewesen an dem aufgestellten Getränke und ist in Versuchung gekommen, nachher noch einen Zahnstocher zu verlangen . . ." oder in „Heldenthaten" (1855),: „. . . ging doch alles ohne ein Tröpflein Blut ab, ausgenommen das, welches in die Wangen stieg . . ." oder: „Heldenthaten, die keine Orden noch Sterne eintragen, aber etwas, das über den Sternen ist, und wo der Sieger, wollte er den Besiegten beim Schopfe nehmen, in die eigenen Haare fahren müßte . . ." Ja, der Hausbote steht nicht an, gelegentlich einmal ähnliche Situationen in ähnlichen Geschichten heraufzubeschwören, wie sie jeden Kenner Hebels sofort vertraut anmuten müssen. Daß z. B. „Vom Doktern und eine Aderlaßkur" (1859) auf den „geheilten Patienten" zurückgeht, erhellt auf den ersten Blick. Dabei gibt er sich Mühe, im Politischen neutral zu sein; im „Paritätischen Kapitel" (1855) warnt er geradezu vor unfruchtbarem Streiten über Politik und Religion und predigt Toleranz und Einigkeit. Darum machte er auch, wie heute der Fachausdruck lautet, im In- und Auslande eine gute Kritik; übereinstimmend wurden die gute Stoffwahl, die Anspruchslosigkeit, der wohltuende Geist, die sichere Beobachtungsgabe, der Freimut im Aufdecken der Schäden, die guten Ratschläge, die edle Volkstümlichkeit, der „Sinn für des Volkes innere Heimlichkeiten und Bedürfnisse" und nicht zuletzt die vortrefflichen selbstgezeichneten Holzschnitte des Verfassers gerühmt; nur die Basler Nachrichten bemängelten einmal ziemlich scharf (1856) „Die Apotheose der Basler Fasnacht", was auf die köstliche Geschichte vom „Zunftessen vom Aschermittwoch" gemünzt war.

Wenn aber in den „Didaskalia" stand, in dem ganzen Büchlein wehe noch ein Hauch älterer Zeit, so war damit wohl nicht bloß allgemein an die längst vergangene Zeit des großen alemannischen Vorbildes erinnert; vielleicht ihm selber unbewußt, hat der Rezensent jenes Blattes den Punkt herausgefühlt, wo der Hausbote sich am meisten zu Hause fühlte, in der erzählerischen Kleinkunst. Damit kommen wir zu Meyer-Merians bleibenden Leistungen.

Die paar Jahrgänge des Hausboten enthalten eine ganze Anzahl kleiner Geschichten und genrehafter Bilder aus dem Leben, die die Aufmerksamkeit stärker fesseln. Es sind von Humor oder harmloser Satire getragene Schilderungen von Sitte und Brauch der Heimat, wie die neuerdings wieder durch den Verein zur Verbreitung guter Schriften bekannt gemachten Sachen „Die Landwehrmusterung" und „Das Zunftessen am Äschermittwoch"; oder es sind kurze ernste Erzählungen aus dem Leben, wie die Ehegeschichte „Um den Gotteswillen", wo gezeigt wird, wie in eine kühle Ehe durch die Aufnahme eines verstoßenen, bresthaften und kränklichen Waisenknaben die wahre Liebe einzieht; oder wie „Ein einfältiger Mensch", eine Heiratsgeschichte, darin der im Leben hilflose Muttersohn Erasmus Flecklein in seiner Ratlosigkeit, wen er heiraten soll, sich um Rat an des Nachbars Liseli wendet, die einzige Person, die überhaupt ernsthaft für ihn in Betracht kommt, und wie er auch diese glücklich bekommt. Auch für diese beiden sind wir dem genannten Verein verpflichtet. Ist die letzte durch liebenswürdigen Humor ausgezeichnet, so sind andere, die zu finden man die Mühe nicht scheuen darf, wieder auf einen ganz ernsten Ton gestimmt; werden im „Zunftessen" und in der „Landwehrmusterung" die Machtsphären von Mann und Frau humoristisch festgelegt, so sind in andern wieder beliebte Vorwürfe, was ein Haus zum Glück führt, und was eine Ehe zerrüttet. Etwa einmal ist die volkserzieherische Tendenz dick aufgetragen; „Was der Glasermeister Grimpel für Schicke macht" wendet sich gegen die sinnlosen Gelegenheitskäufe, die dann doch nur als „Grümpel" ungenutzt auf dem Estrich herumstehen und den Erwerbenden immer zu teuer zu stehen kommen nach dem Grundsatz „was man nicht braucht, ist immer zu teuer"; Glasermeister Grimpel kann acht Jahre nach Aufgabe eines blühenden Geschäfts ganz von vorne anfangen. Hier streift die Darstellung in ihrem strafenden Ton das Groteske, in andern Skizzen erreicht sie dafür eine unnachahmliche, sittlichpoetische Feinheit. „Aus einem Stüblein" erzählt von einem feinen Gewissen, das einen längst verjährten Rechnungsfehler an den Hinterlassenen eines Gläubigers gutzumachen sich gedrungen fühlt. Die „Geschichte einer alten Jungfer" (1853) und „Onkel Peter" (1855) zeigen Meyers Vorliebe für solche geräuschlose Lebensläufe, über denen der bewußte und demütig hingenommene Verzicht auf ein volles Lebensglück liegt wie wehmütig milder Abendsonnenschein. Peter, der ledig gebliebene ältere von zwei Brüdern, muß dem sterbenden jüngern Georg geloben, Familie und Geschäft nicht im Stiche zu lassen; Verantwortung und Zutrauen steigern seine Kraft über seine Begabung hinaus; er hält Wort, bis die Söhne herangewachsen sind; dann zieht er sich zurück in die stille Unscheinbarkeit des „alten Onkels", der den Kindern ein lieber Zufluchtsort, insbesondere dem herangewachsenen Minchen der Vertraute seiner Herzensangelegenheiten wird und im übrigen seine Bienenstöcke betreut. Der erzählerische Faden ist in diesen Sachen überall sehr dünn und lose; die Hauptsache ist das Zuständliche, Genrehafte. Trotzdem wird der Leser gefesselt. Wodurch? Allen diesen Bildern und Skizzen eignet ein gemeinsamer Zug: die Liebe zur Kleinwelt, zur beschaulichen Enge, das, was die Romantiker die Andacht zum Unbedeutenden genannt haben, das Idyllische. Das ist Meyers Domäne. Das liebevolle Ausmalen eines einfachen, aber geordneten Haushalts, eines bescheidenen, sorgfältig gepflegten Gärtchens, eines winkligen, heimeligen Kramlädeleins, das innige Sichversenken in

trauliche, wenn auch bescheidene Verhältnisse einfach guter Menschen, oder in die Poesie der Wochentage, das ist seine Stärke. Das erstreckt sich auch auf die Kinderwelt, — Meyer hat sich nicht ungeschickt auch auf dem Felde der Kindergeschichte und des Märchens versucht — und die Tierwelt. Meyer als Tierfreund und Tiermaler, das wäre ein besonderes Kapitel. Eine höchst ansprechende Beschreibung des Tierlebens im Winter brachte der „Hausbote" 1855 unter dem Titel „Wenn der Winter kommt." Dasselbe Jahr zeitigte ein reizendes „Neues Tierbüchlein für Kinder", wo in Gedichten und in Prosa Themen aus dem Tierleben in lebendiger Art mit leichtfaßlicher Moral behandelt werden. Oft ist der Kinderton ganz herzig getroffen. Es sind Stücke darin, wie „Der Maikäfer", wo ein mit Maikäfern sein unbedacht grausames Spiel treibender Knabe durch einen peinigenden Traum geheilt wird, oder wie die „Geschichte eines Pferdes", wo ein alter Kutscher erzählt, wie ein Pferd durch die Roheit und Gedankenlosigkeit der Menschen herunterkommt, die ganz und gar im Sinne des modernen Tierschutzes vorgetragen sind. Das Büchlein erinnert stark an die Fabeln von Hey und Speckter, die ja auch in Basel in großer Beliebtheit standen und Jahrzehnte hindurch für unsere Primarschullesebücher geplündert worden sind. Das „Thiergärtlein" erfreute sich zudem der künstlerischen Beihilfe des alten Julius Schnorr. Auch es liegt in der Richtung von Meyers idyllisierender Schriftstellerei. Diese idyllischen Partien gehören auch in seinen größeren Erzählungen zu den reizvollsten. Was der gescheite Hofhund Ringgi in „Mareili" zu den Vorkommnissen auf dem Letthofe denkt, das ist mit einer zarten und humorvollen Kunst des Einfühlens vergegenwärtigt. Ähnlich verhält es sich mit dem Tierparadies des originellen „Käuzleins" im „Kienseppli". Und wo Meyer das Beglückende einer Gegend oder einer Jahreszeit schildert und sich in die Kleinwelt zurückziehen kann, da gerät ihm auch alsbald das Herkömmliche und Konventionelle der Landschaftsschilderung ins Charakteristische, Eigene; so bricht nach einer wenig sagenden Frühlingsdarstellung von Schnee und Gras und Amsel und Knospen und lauem Wind im „Kienseppli" die persönliche Note durch: „... unter den Fenstern saßen die Kätzleni auf dem Gesimse, glätteten und leckten den Pelz und reckten und streckten sich behaglich; der verdrießliche Hofhund kroch aus seinem dumpfen Häuslein hervor und legte sich der Länge nach in die Sonne ..." Und die Poesie des summenden Bienenhauses hat in jener Zeit wohl nur noch ein David Fr. Strauß mit so viel Zartheit schildern können, wie Meyer im „Onkel Peter". (In „Zum Andenken an meine gute Mutter" Sämtl. W. Bd. I.) Es war nicht der schlechteste Rezensent, der hierin eine Ähnlichkeit mit den Erstlingen des einst auch bei uns vielgelesenen, leider bald in Vielschreiberei versunkenen Edmund Höfer entdeckte. Auch Theodor Storms Novellenkunst ist aus solchen lyrisch-idyllischen Stimmungsbildern hervorgegangen, allerdings mit raschem Aufschwung ins Große. Zur eigentlichen Kunst aber hat diese Kleinmalerei dann ein Menschenalter später der Mecklenburger Heinrich Seidel ausgebildet. Und Meyer selber hat offenbar davon ein lebendiges Bewußtsein gehabt. Als nach seinem Tode seine Freunde Biedermann, Oeri und Oser sich anschickten, jeder auf seine Art dem Verewigten ein Denkmal zu setzen, da konnte Oser in seinem kurzen literarischen Porträt unter dem noch Ungedruckten eine kleine Sammlung prosaischer Aufsätze anführen, deren Titel Meyer selber bestimmt hatte mit den Worten „Aus der kleinen Welt."

Zu Weihnachten 1868 erschien dann, von Fr. Oser besorgt, der noch vom Autor selbst zum Druck vorbereitete Band. Er heißt jetzt „Entschwundene Zeiten"; mit Recht; es ist Meyer stets ein Kummer gewesen, daß, mit der Entwicklung der Stadt zu größeren Verhältnissen, all das notwendig schwinden mußte, worin er die Poesie in erster Linie fühlte und fand; so sah er seine kleine Welt notwendig mehr und mehr in die Vergangenheit zurückversinken. In dem Bande sind die besten, da und dort in Zeitschriften, Jahrbüchern und Zeitungen verstreut gewesenen Sachen vereinigt. Es ist unmöglich, hier auf alle neun Erzeugnisse näher einzugehen. Von einigen kleineren davon wird weiter unten noch die Rede sein müssen. Eröffnet wird es mit einer größeren Erzählung, in der sich gleich alle guten

Geister des fröhlichen Humors ihres Schöpfers scheinen ein Stelldichein gegeben zu haben: „Herr J. G. Beiswind, Eine Geschichte aus dem Curleben." Schon der Eingang ähnelt wieder Hebels „Geheiltem Patienten." Die Geschichte selbst berichtet, wie ein ältlicher Hagestolz, eben der Titelheld, durch eine Briefverwechslung, (die zur Erhöhung der Spannung allerdings erst am Schlusse sich aufklärt), in ein Weiberbädlein gerät, zu seinem Schreck und zu anfänglich nicht geringer Verlegenheit. Dort lernt er in einer lieblichen Waise die Tochter seiner Jugendliebe kennen. Die alte Neigung lebt neu auf; er legt seine schrullenhaften Altjunggesellenneigenheiten ab, wird wieder jugendlich und glücklicher Bräutigam. So entläßt ihn die Kuranstalt zwiefach geheilt, homöopathisch durch das Bad, allopathisch durch die Verlobung, ganz und gar nach dem Rate seines erfahrenen Arztes. Zum altmodischen Gang der Erzählung paßt die Einschiebung der Jugendgeschichte; sie stört nicht durch ihren verjahrten technischen Kunstgriff... „benutzen wir hiezu... seine Abwesenheit auf irgend einem längeren Ausfluge in das Gebirge hinauf"... Der Humor und die köstliche Satire, womit das Badeleben geschildert ist, würde einem David Heß Freude bereitet haben.

Auf einen wesentlich andern Ton gestimmt erscheint die Erzählung „Heinrich Helfenberger, oder der Besuch in der Heimat." (Wieder abgedruckt vom Verein zur Verbreitung guter Schriften, Basel, April 1916, Heft 109.) Sie war ursprünglich das Hauptstück im „Blumenstrauß schweizerischer Schriftsteller" des Schweizerischen Jahrbuchs für 1857 und stand neben Stücken G. Kellers, A. E. Fröhlichs, J. J. Hottingers und W. Corrodis. Der erzählerische Kern ist wieder nicht gar bedeutend. Ein junger Theologiekandidat, im Ausland in erzieherischer Stellung, kehrt zu seinen Eltern heim und macht ihre, besonders der Mutter, Hoffnungen, ihn bald auf der heimatlichen Kanzel zu sehen, dadurch zunichte, daß er sich in die kleinen Verhältnisse nimmer zurückzufinden weiß. Schon ist seine Abreise nahe, da bleibt er beim längst aufgeschobenen und endlich noch ausgeführten Besuch bei seinem Paten draußen vor der Stadt auf der Bleiche mit seinem Herzen hängen; Eva, seine Jugendgespielin, ist dazu ausersehen, ihn nicht nur dem Elternhaus und der Heimat zu erhalten, sondern ihm seine Augen zu öffnen, daß er auch im Engen, Alten und Philisterhaften das Brauchbare und Sittlichtüchtige sieht. Eine ansprechende, aber doch recht harmlose Geschichte, wenn sie nicht vertieft würde durch diese so glücklich motivierte Sinneswandelung, überhaupt das Zusammenstoßen zweier Zeiten mit ihren Anschauungen, durch die saubere, korrekte und folgerichtige Zeichnung der Charaktere ihrer Träger und den sittlichen Gehalt. In sechs Kapiteln mit volkstümlich anspielenden Überschriften ist der Stoff untergebracht, im Stil schlicht gehalten, voll stiller Anmut. Es waltet echt poetische Gerechtigkeit. Bei aller spürbaren Vorliebe des Dichters für das Gesunde im Fortschritt widerfährt dem Alten doch auch Gerechtigkeit, das kräftige Herz und gesunde Blut unter der Kruste wird nicht verkannt, es behält keine Zeit unbedingt und allein Recht. Und sein Tiefstes gibt der Dichter da, wo er Heinrich die Einsicht schenkt, „daß es noch mehr auf das ankomme, was man selber hineinlegt, als was man herausnimmt, daß Geben seliger ist als Nehmen." Mit feiner Ironie sind die Charaktere behandelt, weniger der Held selbst als seine Eltern: der Vater, bequem, phlegmatisch, alles gerne gehen lassend, wie es gehen mag, trocken dem Sohne gegenüber und in Gemütsdingen unbeholfen, höchst freimütig in der Kritik der Regierung; die Mutter beweglich, voller diplomatischer Winkelzüge, wo es gilt, Lieblingsideen ins Werk zu setzen, hartnäckig in ihren Plänen und doch wieder ganz nachgiebiger Güte, wo sie das Glück des Kindes dadurch gefährdet glaubt; beide gutmütig befangen im alten Herkommen und ererbtem, grundlosem Respekt vor dem wichtigtuerischen Vetter Stadtrat, als üblichem Heiratsvermittler, wo es gar nichts mehr zu vermitteln gibt. Auch der Schauplatz ist diesmal anschaulich gehalten: das väterliche Haus in der St. Petersvorstadt (wohl die neue Vorstadt, jetzige Hebelstraße), der Spaziergang ums Tor, die Bleiche draußen eine halbe Stunde vor der Stadt. Und wiederum, wie schon so oft, ist die Liebe der jungen Leute besonders keusch und zurückhaltend behandelt. Schon

damals hat eine Kritik auf die innere Verwandtschaft mit Ottilie Wildermuth hierin hingewiesen, und die gleichzeitige Lektüre beider Autoren hat mir das bestätigt: beide Dichter lassen die Paare sich finden auf Grund des Wohlgefallens an der sittlichen Schönheit, von der die äußere Anmut nur der Widerschein ist. Eine Stimme des Lobes herrschte in der Kritik über diese Geschichte wie über den ganzen Band. Alles fühlte eben, wie hier ein durch und durch gesunder Mann der Ruhelosigkeit des Zeitalters „die Stille bescheidener, durch Frieden und Liebe geweihter Häuslichkeit" entgegenzusetzen bestrebt war, und dies nicht sentimental ernst, sondern mit einem Humor, der, wie die Zürcher Zeitung fein ausführte, nicht so geartet sei, daß er uns vom Scheine falscher Größe befreie, indem er am Großen das Kleinliche und Lächerliche aufzeige, sondern dadurch, daß er uns lehre, im Kleinsten noch das Liebenswerte zu sehen und doch darüber zu stehen.

Es bleibt zu bedauern, daß den „Entschwundenen Zeiten" nicht auch noch die Erzählung „Haus und Welt" einverleibt werden konnte, welche zuerst im „Hausboten" für 1854 stand, und die Heinrich Kurz in den 16. Band seiner „Kleinen Schweizerischen Volksbibliothek" aufgenommen hat, wo allein schon die gute Gesellschaft von Alfr. Hartmann, Gottfr. Keller („Romeo und Julia auf dem Dorfe") und Jakob Frei für sie spricht. Es ist eine recht nachdenkliche Erziehungsgeschichte. Frau Witwe Espenmüller bevorzugt von ihren zwei Töchtern in unverzeihlicher Verblendung das hübsche, augenfälligere Lisebethli, während das unscheinbare, verschlossene, tüchtige Käthrinli überall hintanstehen muß. Auf Betreiben der Patin Nelkenbusch fällt die Wahl der Pension im Welschland in ähnlicher Richtung aus, wie die ganze bisherige Erziehung, und nach der Heimkehr macht Lisebethlis Pretiosentum immer schönere Fortschritte, bis Jugend und Glück verscherzt sind und sie eine säuerliche, unglückliche alte Jungfer ist, während Käthrinli, mit seinem Geschick ausgesöhnt, sich immer gleicher Frische, Tüchtigkeit und Heiterkeit erfreut. Das drückend Unbestimmte des Abschlusses läßt allerdings einen ganz reinen Eindruck nicht recht aufkommen; das Losziehen gegen falsche, flitterhafte Bildung, Scheinwissen und Verkennung einfacher, wenn auch hausbackener Tüchtigkeit ist oft recht derb, und der Predigtton bis zum Sperrdruck eindringlich, fast aufdringlich; die latente und offene Satire aber so treffend, die Charaktere so rund, die Kontraste so flott und der ganze Vortrag so fließend, daß man den Mangel an künstlerischer Haltung und Abrundung nur beklagen muß. Hier hätte der Schweizer von der mehrfach zum Vergleich herangezogenen Schwäbin lernen können; auch sie liebt, diese Fehler in der Mädchenerziehung aufzudecken und arbeitet gerne mit starken Kontrasten; aber ihre Bilder „Aus dem Frauenleben" und der „Heimat der Frau" sind, wenn auch im Gegenständlichen der Umwelt blasser, im ganzen ungleich gerundeter und geschlossener, die Tendenz ist mehr Leben und Körper geworden. Meyer ist eben Kleinkünstler; das zeigt sich, was hier nochmals als für die gesamte Erzählerkunst gültig gesagt sein mag, besonders auch in der Namengebung; man nehme nur jenen Spezereiladelibesitzer Erasmus Flecklein! Der literarisch Feinfühlige genießt die köstliche Ironie der Zusammenstellung von Vor- und Zunamen gleichsam mit geschlossenen Augen wie der Weinkenner das Bukett eines alten Jahrganges!

Man pflegt zu sagen, daß mit dem vierzigsten Lebensjahr der Mensch Rückschau halten, sein Leben überdenken und alsgemach an die Bilanz herantreten solle. Um diese Zeit herum wird er ja sich selber bereits ein Stück Geschichte; der Charakter und die geistige Wesensart haben Zeit gehabt, sich zu gestalten, und demzufolge pflegen äußere und innere Merkmale, bis dahin oft noch verdeckt oder nur verschwommen sichtbar, deutlicher hervorzutreten. Der Zug, der in Meyers Wesen zutiefst verankert lag, tritt denn auch mit dem herannahenden fünften Jahrzehnt immer klarer zutage: das Beschauliche, Idyllische. In Briefen an seine Freunde macht sich öfter ein Stoßseufzer Luft darüber, daß das Alte stürze. Das „entsetzlich sich häutende Basel" erregt ihm Unbehagen; daß man ihm durch Korrigieren ganzer Straßenzüge, wie z. B. des Nonnengäßleins, seine Lieblingsspaziergänge schmälert, daß niedergerissen und gebaut wird, daß man die Stadtgräben ausfüllt, vom Steinen- bis zum St. Alban-

tor, als hätte „die Regierung Tollkraut gefressen," das alles ist ihm ein Herzenskummer. Wie 1857 die Kriegsgefahr glücklich vorbei ist, jubelt er im Hinblick auf seine „Langen Erlen", denen aus strategischen Gründen der Untergang gedroht hat, und wünscht die Strategie zum Teufel. Am 1. Oktober 1862 schreibt er seinem lieben Alois ... „Nun ist der Winter wieder im Anzug oder pöperlet wenigstens sachte an die Tür; was der alles bringen mag? — auch die warme Stube hat ihren Reiz, abgesehen von einer guten trockenen Kälte draußen. Und wenn man dann noch ein paar gute Freunde hat, die einen von auswärts zuzeiten mit einem Briefe erfreuen, den man hinterm Ofen bei einer Pfeife liest, — — indeß ich komme allzusehr ins Phantasieren und verliere den Boden der Wirklichkeit unter meinen Füßen." ....

Aus dieser tiefen Liebe zum absterbenden Alten und Traulichen waren jene kleineren Bilder in den „Entschwundenen Zeiten" hervorgegangen, wie „Das verzauberte Haus", „Aus dem Tagesleben einer alten Stadt" und „Das Gärtlein im Stadtgraben", wie früher schon ähnliche Verklärungen stiller Winkel und Interieurs in einzelnen Stücken des „Hausboten", welche das Entzücken so vieler gleichgestimmter Gemüter unter den Zeitgenossen hervorriefen, wie sie auch jetzt noch auf unsern Bibliotheken ihre Liebhaber finden. (Ein einziges Exemplar des Bandes „Entschwundene Zeiten" ist nach meiner Zählung in den letzten 15 Jahren in Basel an die hundertmal ausgegeben worden!) Das war ein gutes Stück von Meyers Lebensstimmung. Idyllische Kleinmalerei betrieb er, wo man sie nicht erwartete; „Was so ein Blatt ist" (Hausbote 1854) zeigt sie im Botanischen! Und daran darf auch die starke Neigung zur Satire nicht irre machen. Zwar scheinen sich die beiden Neigungen auf den ersten Blick auszuschließen. Das ist aber nur scheinbar so. In Wirklichkeit können sie nicht nur friedlich nebeneinander auf dem Grunde einer und derselben Seele lagern, sie entspringen sogar demselben Grunde, sind zwei Seiten eines Wesens. Das sehnsüchtige, hochgestimmte Gemüt, das in seinem edelsten Fühlen und Wollen sich hart an den Unvollkommenheiten der Wirklichkeit stößt, wird zu satirischem Angriff herausgefordert; wofern es nicht grollt und kämpft, da flüchtet es sich in stille Winkel und kleine Verhältnisse, wo es seine Sehnsucht gestillt weiß. Unstreitig ist dieser Hang zum Idyllischen bei Meyer im Tiefsten, Persönlichen verankert. Unstreitig bestärkt und gefördert werden mußte er aber durch die konservative Atmosphäre der Vaterstadt mit ihrer Scheu vor Neuerungen und mit ihrer Pflege klassischer Bildung. Dazu kam, wie schon Adolf Socin in seiner Schrift über die Basler Dichter richtig bemerkt, eine strenge Abkehr von allem Leben der Gegenwart in Politik seit den Landschäftler Wirren, dazu der ausgesprochen kritische Sinn, der dem Stadtbasler eignet, der überall die größten Maßstäbe anzulegen geneigt ist; er hemmt gar zu leicht den größeren Flug. Vielleicht aber auch, daß die dem Schweizer so vertrauten großen Linien, Formen und Proportionen der heimatlichen Landschaft erdrückend wirken, und den Sinn für das Kleine, Enge, Idyllische, dieses Flüchten aus der großen in die kleine Welt, begünstigen. Oft genug hört man ja von Künstlern, daß nicht das Verweilen in der unmittelbaren Nähe der grandiosen Natur die Produktionskraft am meisten anrege, sondern stille, unauffällige Umgebung, die noch Raum läßt für die Sehnsucht, der alles Schöne entquillt. Auffallend ist ja immerhin die starke Vorliebe des Schweizers für die idyllische Dichtung seit den Tagen der Klassiker. Hat Meyer, wie oben bemerkt, im Leben diesen idyllischen Zug gezeigt und in seinem volkstümlichen Wirken betätigt, so kann es nicht befremden, daß er, der als Lyriker zugleich Freude an der Formgebung empfand, seinem Hang zum Idyllischen auch im eigentlichen kleinen Kunstepos nachgab. Hier hinein rettete er, was er von Glauben an die göttliche, schöne und unverbildete Menschennatur besaß. So ist im Sommer 1854 „unter freiem Himmel auf dem Weiderasen und im Duft der Schirmtannen" auf dem Stoß beim Frohnalpstock sein erstes Idyll (in paarweise oder verschränkt gereimten vierzeiligen Jamben) „Der Strauß" entstanden. Es war sein Lieblingskind. Er glaubte, mit keinem Erzeugnis „so nahe an den Herd wahrer Poesie und Kunst" gedrungen zu sein, weil er die Poesie im Einfachsten und Gewöhn-

lichsten suchte. Es ist eine reichlich stilisierte, alles Realistischen nach Lokal- und Zeitfärbung entkleidete Liebesgeschichte, eingeleitet durch einen Prolog über den Frühling, in dem er mit dem Erwachen der Natur schon das Thema und alle darin enthaltenen Töne anschlagen wollte. Heinrich, des Müllers angenommener Sohn, liebt Röschen, die Tochter des alten Niklas auf Maienbühl. Wiedergeliebt, stellt er ihr vor dem Tanzfest einen Strauß vors Fenster. Die Sitte erheischt, daß die Geliebte mit dem Strauße erscheint, wenn sie die Huldigung annimmt. Röschen, zu schamhaft, tut das nicht. Heinrich glaubt sich abgewiesen, vergnügt sich mit andern und hört auf böswillige Einflüsterungen. Immer mehr verbittert und zurückgezogen, will er auswandern, kann aber in weicher Abschiedsstimmung sich nicht enthalten, abends noch einmal um ihr Haus zu schleichen und ihr ins Fenster zu gucken. Da sieht er sie über den welken Strauß weinen und verrät sich; sie flieht vor ihm, er holt sie rasch ein, und es folgt Versöhnung und Verlobung. „Da geht in lichter Himmelsfern Ob ihnen auf der erste Stern."

Dichtern pflegt es mit Lieblingsschöpfungen zu gehen, wie es im gemeinen Leben leicht Eltern mit ihren Kindern geht; Mit- und Nachwelt sehen sie anders. Wir Heutige empfinden den breiten Prolog als rein beschreibende Poesie und das Ganze als zu stilisiert in die Höhe des Reinpoetischen emporgehoben, von Leben und Wirklichkeit zu sehr losgelöst, und wir sind geneigt, es literarisch in die Nähe jener neuromantischen Erzeugnisse der Redwitz und Roquette zu rücken, die wenig Jahre vorher das Entzücken der poetisch gestimmt sein wollenden harmloseren Leser ausmachten und heute etwa noch ausmachen. Immerhin hielt es sich von Geziertheit frei und trug etwas Liebliches an sich, was auch die Kritik bereitwillig anerkannte. Daß die Dichtung nach Entstehung und Erscheinen zeitlich dem satirischen Produkt des Ärgers über wunderliche Zeitströmungen, den „Lichtfreunden", so nahe liegt, scheint das Gesagte über satirische und idyllische Richtung zu bestätigen.

Aus weit anders geartetem und ernsterm Erlebniskern ist Meyers zweites Idyll entstanden „Die Nachbarn. Ein städtisches Sittenbild aus der Gegenwart" (Basel, Bahnmaiers Verlag [C. Detloff] 1864). Hier steht der Leser mitten in den Anliegen der Gegenwart, hier grüßt ihn allenthalben die Wirklichkeit, und doch wandelt er an Dichters Hand durch lautere Poesie. Um es gleich deutlich zu sagen: „Die Nachbarn" sind Meyers abgerundetstes und reifstes Kunstwerk; daß es nur ein Idyll von zehn kurzen Gesängen mit nicht einmal 1500 Hexametern ist, verschlägt dabei nichts; es ist gleichwohl Meyer-Merians bescheidener Ausweis auf dichterische Unsterblichkeit. War das menschliche Erleben im „Strauß" noch zu allgemein, blaß und unpersönlich, so rücken uns „die Nachbarn" durch den unmittelbar berührenden Lebensgehalt auf den Leib.

Gerbermeister Leonhard ist durch die neuerstandene Eisenbahn alle Freude am Spazierengehen verdorben. Seine Tochter Lenchen hat genug mit Begütigen zu tun, denn ihre Jugend sieht natürlich daran nur das herrliche Neue; besser versteht ihn der Nachbar Krämer, mit dem sich's so hübsch von alten Zeiten, alten Schulkameraden und Streichen plaudert. Allein dessen Sohn Fritz, Göttibub des Meisters und eben aus der Fremde heimgekehrt, den Kopf voll neuer Ideen, verärgert den Paten durch Widerspruch, während er in der Begegnung mit der Tochter, seiner Jugendgespielin, Feuer fängt. Er bringt den Krämer zu einer großen Umgestaltung seines Geschäfts durch Neuerwerbung des Nachbarhauses, Abbruch des alten Ladens und Neubau; sein rühriger Fleiß besiegt alle Widerstände, selbst den der säumigen Bauleute; nur den Paten kann er nicht gewinnen, der es Vater und Sohn schwer verübelt, daß man seine Warnungen in den Wind schlägt. Der alle Jahre gemeinsam verbrachte Silvesterabend bringt die mühsam verhaltene Spannung zur Entladung; äußerlich wird nachher wohl Friede gemacht, aber die Verstimmung bleibt. Meister Leonhard zieht sich zurück; nur noch sein Gütlein vor dem Tor erfreut ihn in seiner wachsenden Verbitterung. Da kommt die Eisenbahn. Sie braucht sein Land, und durch ein Versehen wird in seinen Beeten ohne vorherige Anzeige vermessen und abgesteckt. Aufs äußerste gereizt, reizt er selbst durch klobigen Widerstand seinerseits die Behörden zu Drohungen.

Jetzt ist er lebenssatt, und Lenchen weiß den im Lebensnerv Getroffenen kaum aufzurichten. Fritz erfährt teilnehmend ihre Sorgen und bietet seine Hilfe an; der Krämer soll sie vermitteln. Das gelingt, und noch mehr: der geschäftsgewandte Sohn weiß durch kluges und bescheidenes Entgegenkommen den Paten für seine Person wie für den Plan einzunehmen, das alte Gut loszuschlagen und aus dem Erlös ein freigewordenes Landhaus zu erstehen. Fritz führt den Auftrag zu so hoher Befriedigung seines Paten aus, daß der nicht nur von der Geschäftstüchtigkeit des Jungen ganz gewonnen ist, sondern auch einsehen darf, daß sich damit sehr wohl noch Sinn für Traulichkeit und Pietät dem Überlieferten gegenüber verbinden läßt. Der zum Schluß der Besichtigung des neuen Besitztums veranstaltete Imbiß endigt mit der glücklichen Verlobung, wobei Fritz, mit köstlichem Humor auf Lenchen anspielend, dem Alten wohltut durch die Bemerkung, das Beste erhielten die Jungen doch von den Vätern.

Die „Nachbarn" sind, so wenig umfänglich die Dichtung ist, intensiv aus Stimmungen und Ereignissen ihrer jüngsten Vergangenheit gespeist worden. Das innere Erlebnis war die mit der Eisenbahn und ihren Begleiterscheinungen mächtig hereinbrechende neue Zeit. In des Wortes ureigenster Bedeutung hat die Eisenbahn für Basel in die alte Zeit Bresche gelegt. Vergegenwärtigen wir uns die Haupttatsachen! Mit der Gründung der Zentralbahngesellschaft hatte sie 1852 einen ersten Vorstoß gewagt; im Dezember 1854 wurde der Betrieb Basel-Liestal eröffnet; noch erinnert an der heutigen Langen Gasse das Haus „zum alten Bahnhof" an das erste hölzerne Stationsgebäude; 1856/57 erstand der Kopfbahnhof vor dem Aeschentor; das Jahr vorher war mit einem provisorischen Bahnhof die badische Bahn eröffnet worden. Im Juni 1859 kam das Gesetz über Ausfüllung der Stadtgräben und Abtragen der Stadtmauern und Schanzen, nachdem sechs Jahre zuvor schon zwischen St. Klara und St. Theodor war ausgefüllt und hernach das Klarabollwerk war niedergelegt worden; es kamen Straßenkorrektionen eine nach der andern, Mitte der Fünfziger Jahre die durchgreifende Erneuerung der Freienstraße, dann Elisabethen, Klosterberg, an der Peripherie; im Zentrum Rümelinsplatz und Kuttel- (Münz-) gäßlein; der Viadukt wurde erstellt, die St. Elisabethenkirche war im Bau, und es fiel — manchem ein Schmerz! — 1861 das Aeschentor. Was Wunder, wenn einem Freund des heimeligen alten Stadtbildes angst und bange wurde und ihm auf Schritt und Tritt das Wort nachlief „das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit" . . ., was Wunder aber auch, wenn ihm die tröstliche Fortsetzung des Wortes von dem neuen Leben, das aus den Ruinen blüht, nicht eingehen wollte. Es war zu viel aufs mal! In die sich aus dem Zusammenstoß zweier Zeitalter ergebenden Stimmungen und Verstimmungen hat der Dichter seine einfache Geschichte von der Entzweiung und Versöhnung der Nachbarn hineingestellt. Er schildert mit wehmütiger Liebe all das Altvertraute, das fällt, aber er ist unbefangen genug, dem tüchtigen Neuen, das kommen muß, nicht auf die Dauer gram zu sein. In dieser Gegenüberstellung liegt eine starke Ähnlichkeit mit dem Vorbilde aller Versidyllen des 19. Jahrhunderts, mit Goethes Hermann und Dorothea. Nur daß bei Meyer den großen Hintergrund nicht die Weltgeschichte, sondern, entsprechend der Verschiedenheit der Zeitalter, die Technik liefert.

Beide Dichter sehen den tüchtigen Kern auch im Philisterhaften, Altväterischen. Da darf es denn nicht überraschen, wenn der Nachfolger bis in zahlreiche Einzelheiten hinein, ohne es zu wissen, den Meister nachahmt; die Klagen von Goethes Apotheker über die neue Zeit nimmt hier der Vater auf; das Lob des Fortschritts, das dort der Löwenwirt singt, ertönt hier aus dem Munde des jungen Fritz; dort begütigt die Löwenwirtin, hier Lenchen; der Starrsinn des Löwenwirts und die bedächtige Rückständigkeit des Apothekers scheinen im Gerbermeister zusammengeflossen zu sein; ja bis in einzelne Ausdrücke, Gebärden, Situationen und technische Kniffe hinein geht die Anlehnung. Wo z. B. Goethe die gewissenhafte Treue des Apothekers dartun will im Aufspüren Dorotheens, da läßt er ihn wortwörtlich Hermanns Beschreibung der Jungfrau wiederholen. Genau so zitiert Meyer seine eigenen Verse, um die rührende Aufmerksamkeit zu zeigen, mit der, den Alten zu erfreuen, die Kornellkirschen-

laube des früheren Gütleins im neuen Garten wieder aufgestellt worden ist. An Weite und Tiefe kann natürlich das baselstädtische Sittenbild aus der Mitte des 19. Jahrhunderts niemals einen Vergleich aushalten mit dem stilisierten Epos des Humanitätszeitalters, das in so wunderbarer Weise „das Reinmenschliche der Existenz einer kleinen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken" trennt und die großen Bewegungen wie aus „einem kleinen Spiegel" zurückwirft; nach Schauplatz und Lebenshaltung ist es realistischer gehalten, entbehrt dafür freilich auch die Fülle der Gedanken und Weite der Welt- und Lebensbetrachtung. Aber unter den vielen Nachahmungen ist es nach der Seite der Erfindung jedenfalls eine der selbständigsten. Und wie das Vorbild selbst nicht bloß aus der Vossischen Freude am Ausmalen kleinlicher Verhältnisse entstanden ist, sondern im Gegenteil sein Bestes aus der Seele des Dichters empfangen hat, so auch hier: das Schönste ist nicht das, was man an Stofflichem etwa zur Kenntnis des alten Basels daraus herausschälen kann, sondern was dem Stoff aus dem Gemüte des Dichters zugeflossen ist, die Ehrfurcht vor dem Gewordenen, die Anhänglichkeit an das Ererbte, die tiefe Liebe zum Frieden des Hauses, die unbestechliche Rechtlichkeit, aber auch die Achtung vor jedweder Tüchtigkeit und die Güte der Gesinnung. Goethes „Hermann und Dorothea" muß Meyer-Merian ungemein vertraut gewesen sein; es lag dieses Werk mit seiner Verklärung bürgerlichen Daseins und seiner Tüchtigkeit einem Mann von Meyers Art und Stand ja freilich besonders nahe an. Daher finden wir denn lebhafte Anklänge davon auch in andern Stellen bei ihm. Den Zusammenstoß zweier Zeiten, Lebenssphären und Anschauungen, den Widerstreit zwischen Alt und Neu, fremder Weite und heimischer Enge gibt ja auch „Heinrich Helfenberger"; wie bei Goethe Hermann Verständnis findet in seiner schwerfälligen Art, die weniger voranschreitet und mehrt als treu das Vorhandene erhält, so gehen dem jungen Heinrich auch die Augen auf für das Kernhafte, Ehrenfeste, den leistungsfähigen und opferwilligen Bürgersinn an seinen Landsleuten, bei mancher Ungelenkheit und altmodischen Steife. Wie bei Goethe ist es auch hier die Mutter, die die Not des Sohnes durchschaut; und in ähnlicher Gesinnung, wie der Apotheker an der Sitte des Heiratsvermittlers festhält, klammern sich die Eltern Heinrichs an den ganz überflüssig gewordenen Brauch. Und so noch mehr; es ist manchmal mehr das Zusammentreffen ähnlicher Umstände und Gemütsverfassungen als ein tatsächlicher Vorgang, der an Goethe erinnert. In der Art, wie Johanna ein ganz neues Frauenglück findet im Dienen, Sichunterordnen und Helfen klingt Dorotheens weisheitsvolle Einsicht fast wörtlich wieder: „Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung, denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen, zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret" . . . Man vergleiche damit die oben nach Johannas seelischer Genesung angeführte Stelle; die schlagende Ähnlichkeit liegt nicht im Wortlaut, mehr noch in der ganzen Gesinnung. Und wenn in dem Drama „Alte und neue Liebe" zum Schluß, mitten in den Kämpfen um Unterwaldens Existenz der heimgekehrte Gardist frohe Verlobung mit seinem Rösle feiert, so hören wir ganz und gar Hermanns mit „edler männlicher Rührung" vorgebrachte Schlußworte wieder, freilich auf die verschiedenen Personen verteilt:

Vater: „Was mich ein anderes Mal mit heiterer Freude erfüllt hätte, die Landesnot läßt mich jetzt nur mit ernstem Blick drauf sehen."

Klaus: „Gerade in Drang und Not steht Mannesmut aufrecht!"

Rösle: „Und Lieb' und Treue!"

. . . . Klaus: „Zusammen laßt uns auf dem Felde, das der Krieg zerstampft, dem Frieden und dem Glücke die erste Heimat wieder bauen!"

Ein Recht darauf, in solchen Übereinstimmungen mehr als bloß zufällige Ähnlichkeiten und Parallelen zu sehen, darf man eben nicht nur aus der Tatsache herleiten, daß Meyer eine besondere Dichtgattung Goethes mit Glück nachgeahmt hat, sondern und noch viel mehr aus der ganz allgemeinen Beobachtung, wie intensiv Goethe die schweizerische Idyllendichtung überhaupt beeinflußt hat. Das

verlohnte eine eigene Untersuchung. Schon ein Joh. Martin Usteri mahnt in seinem „Herr Heiri" an den Weimarer Meister, den er ja 1783 selbst aufgesucht hat.

Nicht nur, daß auch bei ihm Zeitereignisse in die städtische Idylle hineinspielen und den ernsten Hintergrund abgeben müssen; in der Auseinandersetzung zwischen Mutter und Sohn fühlt man sich wieder unter den Schicksalsbaum bei Goethe versetzt, wo Hermann der Mutter sein Herz offenbart. Weniger deutlich in einzelnen Zügen erkennbar, dafür in der innern Stellung der Figuren zueinander und in den Schwierigkeiten, die sich dem Liebesbund entgegenstellen, zeigt sich die Nachfolge in J. Breitensteins Baselbieteridyll „Vreneli us der Bluemmatt", das dem gleichen Jahr 1864 entstammt wie Meyers „Nachbarn", um dann handgreiflich in Emma Krons „Bilder aus dem Basler Familienleben" von 1867 hervorzutreten, und zwar nicht nur in der Führung der Fabel und in den Hauptpersonen, wobei allerdings die Rollen von Vater und Mutter des Bräutigams vertauscht sind, sondern bis in Nebenpersonen hinein wie die ziererische „Jumpfere Verwaltere", die direkt aus dem Kaufmannshause dem goldenen Löwen gegenüber entlaufen scheint, wo Hermann nach der Eltern Ansicht um Minchen hätte freien sollen. So spottschlecht die Hexameter der Kron sind, so lose ihre Form ist, und soweit sie sich von Goethes typisierender und stilisierender Kunst durch die ausgesprochene Lokalfärbung einerseits entfernt, so steht sie anderseits dem Vorbild kraft der reichen Beobachtung, der Lebensreife, des echt epischen Behagens und der trefflichen Milieuzeichnung von allen am nächsten; sie ist leider immer noch nicht nach Gebühr geschätzt.

So steht auch Meyer-Merian mit seinen „Nachbarn" in der Einflußspäre der Idyllendichtung unseres klassischen Zeitalters; diese hat bekanntlich nicht an Deutschlands Grenzen Halt gemacht; ihr ist der in unsern Tagen durch vortreffliche Übertragungen wieder neu zu Ehren gekommene finnische Dichter Joh. Ludwig Runeberg, der Schöpfer des finnischen Nationalepos, in seinen kleinbürgerlichen Idyllen verfallen, und sie hat sich erstreckt bis nach Nordamerika, wo Longfellow ihr mit seiner „Evangeline" noch seinen Tribut entrichtete. Es fällt also auch auf das Gütlein vor den Toren Basels, auf seine Gemüsebeete und Reblauben, die der Eisenbahn zum Opfer fallen, ein Strahl von Goethes Idyllenkunst.

In Meyer-Merians Schaffen berührt nach heute geltenden Maßstäben manches unbeholfen, erscheint das und jenes mehr einem edlen Wollen abgerungen, als daß es kraftvoller künstlerischer Tätigkeit frei und leicht entsprungen wäre. Von dem strengen ästhetisch-literarischen Urteil der Gegenwart wird aber eines nicht berührt: der Gehalt an vaterstädtischer Art und Sitte, den seine Schriften bergen. Wer die Mühe nicht scheut, kann aus ihnen Zug um Zug Leben, Gesinnung und Gesittung unserer Heimat zusammentragen, wie sie in solcher Fülle, Echtheit und Treue kein Geschichtswerk bieten kann, noch je bieten wird. Meyer-Merians Dichtungen und Erzählungen sind heute kulturgeschichtlich von hoher Bedeutung; gerade, was in historischen Darstellungen nicht zu lesen steht, steht bei ihm; wie unser Volk im Alltag lebte, dachte und empfand, davon geben sie ein getreues Spiegelbild.

Und zwar ist es nicht seine unmittelbare Gegenwart, d. h. die Zeit seines Mannesalters, die er schildert, sondern die ihr vorangegangene Epoche, seine Jugendzeit, oder die seiner Eltern, wie sie sich durch Überlieferung und Erzählung dem empfänglichen Gemüt des Knaben wohl eingeprägt haben konnte, also die Restaurations- und Regenerationsperiode, die Biedermeierzeit. Und in ihr ist es vorwiegend der mittlere und untere Bürgerstand und die Welt der Handwerker und Dienstboten, wo er zu Hause ist. Manches davon ist schon in früheren Neujahrsblättern verwendet zum Vorschein gekommen; hier soll zum erstenmal der Versuch gewagt werden, zu einem kleinen Bilde zusammenzustellen, was da und dort zerstreut ist. Das muß natürlich Stückwerk bleiben. Das Beste freilich, und das muß man sich bei aller Sorgfalt des Betrachtens und Zusammentragens immer wieder eingestehen, läßt sich ja nicht abschreiben: der Geist der über jener zufriedenen Zeit schwebt, über ihrem Handeln und ihrer Gesinnung, in ihren Häusern und im öffentlichen Leben waltet, der ist nicht einfach einzufangen. Von ihm sind Meyers beste Sachen so erfüllt, daß man ganze Seiten abschreiben könnte.

Wie sieht so eine bürgerliche Stadtwohnung aus? Wo noch kein blankgeputzter Messinggriff auf eine Hausglocke deutet, hat die schwere Haustüre noch ihren massiven Türklopfer aus Messing, den man, Einlaß begehrend, stark auf den Nagel fallen läßt. Über die ausgetretene Stufe gelangt man in den kühlen, dunklen Hausgang und auf einer steilen gewundenen Treppe mit einem Treppenseil statt eines Geländers in den obern Stock. Der Boden ist stets wie frisch gescheuert, alles Geräte blank geputzt, überall steht schwerer alter Hausrat, im Gang ein alter schwarzbrauner Kasten mit hellen Intarsien, der in seiner Tiefe wahre Schätze birgt, in der Stube die geschweifte Nußbaumkommode; am Fenster sind schneeweiße Vorhänge und steht der lackierte Käfig mit dem Kanarienvogel; hier, am Arbeitstischlein mit dem alten grünen Nähkissen, und draußen in der Küche, walten die Frauen; etwa ist von einer getäfelten Hinterstube die Rede oder von einem grün gemalten Schlafstüblein mit Kupferstichen in schmalen, schwarzen Rähmlein, einem kleinen Spiegel und der Wälderuhr an der Wand. Der lange Docht der Unschlittkerze im alten Lichtstock wird sorgfältig geschneuzt; in Schlafräumen ist sie die einzige Beleuchtung, wozu der Vorrat von vorsorglichen Hausfrauen sorgfältig gelagert wird, während in der Wohnstube über dem Tisch sein Licht ein bescheidenes Lämplein ausgießt, durch dessen Schirm beim Nachtessen der Dampf der Suppenschüssel zieht. Überall herrscht peinliche Ordnung und Sauberkeit. Von Mareilis Mädchenstübchen wird ausdrücklich bemerkt, „die Stühle waren in Ordnung der Wand nach gestellt, auf keinem lag etwas herum, weder ein Kleidungsstück, noch sonst ein Geräte..." Zur Ordnung gehört auch Sparsamkeit, und diese zeigt sich in einem wohldisziplinierten Schonen der Kleider im Hause. Sparsame Leute räumen schon am Sonntagnachmittag die Sonntagskleider wieder in den

Kasten. Darin liegt stets zum Schutze gegen Motten ein Portiönchen Kienholz. Hauskleider sind natürlich für beide Geschlechter noch im Gebrauch; selbst Sonntags wird nach dem Kirchgang vom Hausvater Mütze und Hausrock angezogen und der Sonntagsstaat gleich wieder zum Ausbürsten an den Kleiderpflock gehängt. Frauen tragen perse ihre „Funken" und die farbige Hausschürze; sie wird zum Ausgehen mit dem schwarzen Fürtuch vertauscht; an den Kopf kommt die Haartour mit den vier Korkzieherlöckchen und an den Arm die Kommissionentasche („die gewaltige Mappe mit den Tragschnüren") und der zweiplätzige Regenschirm. Sonntags wird der wohlerhaltene Shawl mit der altmodischen Borde hervorgeholt und regelrecht ins Dreieck gelegt; dazu tritt die Haube mit Schleifchen (der Hut schickt sich für die bescheidenere Gattung nicht) und das grünseidene Sonnenschirmchen mit Fransen. Dann wird noch Schnupftuch, Geldseckel und Brille in den sammtenen Beutel getan. Für größere Ausgänge, z. B. auf die Messe, wird auch Werktags Shawl und Sonntagshaube angezogen; das Fürtuch hängt man an den Rechen hinter der Tür; das Geld langt man aus dem Känsterli. Sorgfältig schließt die Hausfrau die Fenster vorher und jagt die Katze aus der Küche oder unter dem Ofen der Wohnstube hervor. Eine schöne Pause in ihrer nimmermüden Geschäftigkeit stellt sich ein, wenn frühmorgens nach dem Frühstück die Tassen in der Stube gespült sind; da hat sie ihr stilles Stündlein, „wo die Ansprüche und Sorgen des Tages ihr Herz noch nicht völlig in Beschlag genommen haben". Eine große Angelegenheit des ganzen Hauses ist allemal die Wäsche. Zu dieser Zeit hat auch der strengste Hausherr Respekt vor seiner Ehehälfte und „fühlt das Szepter in seiner Faust wackeln." Daß die alte Wäscherin zur Zeit Bericht macht wegen des „Plundereinlegens", ist ein ernstes Anliegen. Am Vorabend bekommt sie den Hausschlüssel, um bei Tagesanbruch ihr Werk beginnen zu können, zu dem große und kleine Zuber und Bottiche, wohlverschwollen, Seifenstücke, Asche, Kerzen, Beinerkranz und Holzklötze, dazu genügend Kaffeepulver zur Herzstärkung am frühen kalten Morgen, bereitliegen müssen. Und dann rückt sie mit Laterne und Korb in aller Hergottsfrühe an, und das Geschäft geht los, das man in allen seinen Teilen am besten im „Zunftessen am Äschermittwoch" nachliest, wo der Hausherr diplomatisch zum Haus hinausgeräuchert und der kleine Sämi den ganzen Tag an die Großmutter ausgeliehen wird. Was da die emsige Hausfrau an Umsicht zu leisten hat, nur schon in Verköstigung aller dienstbaren Geister, bis zur alten Sitte des „Scherdichfort", d. h. des üblichen Abschiedstrunks, in die bauchigen Weinkrüge dieser Seifewalküren, steht ebenfalls dort zu lesen. Sowie ein Kapitelchen über die Angst der Hausfrau, durch irgendein Versehen am Ende durch die bösen Mäuler der Wäscherinnen ins Gerede zu kommen. Sorgfältiger haben die mittelalterlichen Burgherren durch Freigebigkeit (milte) gegenüber dem fahrenden Volk der Sänger nicht auf ihren Ruf bedacht sein können, als damals die Basler Burgerfrauen. (Siehe auch 93. Neujahrsblatt, von Paul Barth, S. 46 f.).

Vor manchem Hause standen zwei Stöcke mit Falzen, worein ein langes Brett geschoben wurde. Auf dieser Bank spielte sich ein guter Teil nachbarlicher Geselligkeit ab; man traf sich abends in der guten Jahreszeit zu einem Plauderstündchen, das wohl Sommers ausgedehnt wurde, bis es zehn Uhr schlug und der Wächter vom Turm herab mit zehn Trompetenstößen bezeugte, daß man richtig gehört. Auch ein Professor Schönbein hat solchen gemütlichen Schwatz vor der Huberschen Apotheke nicht verschmäht, und noch viel später hat Jonas Breitenstein im Toast an Hagenbachs Jubiläum gesungen:

„Dä Ma, dä het ganz unbidenkli
Si z'Obe gsetzt vor's Hus ufs Bänkli,
Und mit sim schlichte Nochbersma
E lang Präludi chönne ha..."

Wahre Orgien feierte der Reinlichkeitssinn der Bürgerfrauen und ihrer Mägde jeweilen am Samstag, dessen „von Anstrengung gerötetes Antlitz" und rastloses Treiben der Dichter im „Tages-

leben einer alten Stadt" höchst anschaulich beschreibt. Da ist der ruhig seines Weges schreitende Bürger in den Straßen seines Lebens nicht sicher vor Klopfen, Schütteln, Bürsten, Kehren, Wischen, Fegen, Spülen, Gießen, und das geduldige Straßenbächlein, das sonst ein bescheidenes Dasein fristet, hat so viel in seine Rinne aufzunehmen, daß es sich am Brücklein staut und die Umgebung in Schreck und Verlegenheit bringt, bis „eine vierschrötige Magd herzhaft durch die Flut watet und den umgekehrten Besenstiel ein paarmal kräftig unters Brücklein stößt". Das ist keine humoristische Phantasie; noch bis über die Mitte der Fünfziger Jahre hat Meyer das in der alten Greifengasse sehen können, deren Korrektion dann auch das Bächlein überbrückte. Nachts blieb man gern zu Hause, denn lange gab es keine Beleuchtung; wer ausging, trug seine Laterne mit sich, sonst konnte ihn die Patrouille oder die Wache am Rathaus mit donnerndem Werda! erschrecken; zum Spazieren ging man „vor das Tor", „ums Tor" und machte „sein Kehrli"; dabei galt es, zeitig den Heimweg zu nehmen, wollte man nicht am geschlossenen Stadttor Sperrgeld zahlen und andern Tags mit Namen auf dem Rapporte des Schließers dem Amtsburgermeister angezeigt werden. Davon wissen „die Nachbarn" jene ergötzliche Geschichte zu erzählen, wie eine Schar junger Leute sich an die sieben Tore verteilt, jeder sich als Sohn des Stadtoberhauptes ausgibt, und wie dann am andern Morgen dieser siebenmal sein eigen Fleisch und Blut fehlbar findet, worauf sich die Regierung bloß noch mit dem bezahlten Batzen begnügt habe. Zu den alten winkligen Häusern und Straßen paßten die bescheidenen Kaufläden. Meyer schildert uns deren zwei, den Kramladen der Witwe Margareth Espenmüller am Gänsemarkt mit seinen Modewaren, mit Seidenzeug, Bändern, wollenen Strümpfen, Jacken und Nachtmützen, den Leinwandrollen und dem Kölsch zu Bettanzügen, und das heimelige Spezereiladeli des Erasmus Flecklein mit seinem eines Gottfried Keller würdigen Schaufenster; darin stehen zwei große runde Büchsen, ein Käse aus Holz, ein Mohr mit einem Korb voll Rauchtabak, Schalen mit blauem Vitriol und gelbem Schwefel, und daneben liegen Pfeffer und Amlung.

Aus dieser Enge lockte es den Bürger mächtig ins Freie. Glücklich, wer am Hinterhause, gegen die Stadtmauer hin, ein Gärtlein besaß. Das Glück eines solchen Besitzes leuchtet noch durch die liebevolle Umständlichkeit hindurch, mit der „der Hausbote für 1855" ein solches beschreibt mit seinen saubern Kieswegen, den Gemüsebeeten, dem von Friesnelken eingefaßten Rondell in der Mitte, den alten Pflaumenbäumen und der Cornelkirschlaube; Stachel- und Johannisbeersträucher, Bohnen, Kohl und ein Spargelbeet sind sein Reichtum und der altherkömmliche Blumenflor sein einziger Luxus. Ein Brunnen, verdeckt von einer Haselstaude, und am windstillsten Ort ein Bienenhäuschen gehören noch dazu. Und ebenso glücklich, wer sein „Gütlein" vor der Stadt draußen besaß. Heimgekehrt von einem stillen Sommerabend oder in feiertäglicher Ruhe verbrachten Sonntag, nannte man das einfach „vor dem Tore" gewesen sein. Das Gütlein bestand aus einer Art einstöckigem Rebhäuschen, in dessen Erdgeschoß Keller, Küche und ein Ort zum Aufbewahren der Gartengeräte sich befanden; außen lief, nur vom Dache geschützt, eine Treppe ins Obergeschoß, das ein Zimmer und ein Nebengemach enthielt. Mit nie ermüdender Liebe werden die Reize dieses Gütleins mit seinem Rebland und seinen Gemüsebeeten von Meyer geschildert; hier wird ungeniert geraucht, getrunken, gepflanzt und geträumt; hier „spann sich ein wesentliches Stück bürgerlichen Daseins ab, halb in ländlicher Arbeit, halb in behaglicher Ruhe, beides zur Erholung und jedenfalls ganz zur Zufriedenheit." Die ausführlichste Beschreibung, in der auch die schattigen Platanen, die behaglichen Gartenbänke, die Buchsrabatten, die Loh- und Kieswege und die Cornelkirschlaube (das Kabinettli) nicht fehlen dürfen, bietet der „Donnerstag" im „Tagesleben einer alten Stadt!" Wer aber ein solches Gütlein nicht besitzt, der kann sein Gemüse und seine Blumen doch wenigstens im verfallenden Stadtgraben zwischen den grauen Ringmauern pflanzen und hegen; dort unten, von der Welt und dem „alle Eigentümlichkeit an Menschen und Boden wegnivellierenden" Verkehr abgeschieden, blüht dem Städter noch ein bescheidenes

ländliches Glück bei Veilchen, Krokus, Schlüsselblumen und Flieder, wie es ähnlich die Kriegsnot der letzten Jahre auf unseren zahlreichen Pflanzplätzen erst wieder hervorgebracht hat. Einfach wie die ganze Lebenshaltung und Sitte waren wohl auch die Genüsse des Burgers. Immer wieder spielen Pfeife und Tabak eine Rolle; sie sind die Erholung am Feierabend oder Feiertag, im Gärtlein, auf dem Gütlein oder beim Spaziergang; da wird der Ulmerkopf gestopft und die Dose frisch gefüllt. Dabei muß daran erinnert werden, daß es, wie auch der „Hausbote" weiß, noch nicht so lange her ist, daß ein Verbot des Rauchens für junge Leute unter 24 Jahren vorhanden war. Keinesfalls aber huldigte der bescheidene Burger verbotenem Spiel, zu dem sich der wohlhabendere verlocken ließ, wie wir aus Emma Krons Dichtung und auch sonst wissen; im „wilden Mann" steckte eine Zeitlang ein solcher Herd.

Wichtig dagegen für die unteren Schichten waren der Freitagsmarkt und die Messe. Der Freitagsmarkt, eingehend gezeichnet im „Tagesleben einer alten Stadt", hatte seine besondere Bedeutung, als es noch keine Gemüseläden gab und der Platz noch ein allgemeines Stelldichein der Bürgerfrauen und besseren Diensten war, wo nach den ländlichen Verkäuferinnen, die ihren bescheidenen Erlös gern in Waren umtauschten, die berühmten „Fürkäuflerinnen" für gewöhnlich das Feld behaupteten; das sind jene Hökerweiber, die nach Abzug der Landleute das ihnen Abgehandelte mit ein paar Batzen Gewinn weiter verkaufen. Und an der Messe interessierten Panoptikum und Kunstreiter und die vielen glustigen Gegenstände; die Frauen zog der Häfelimärt mächtig an; aber ängstlich hütete man auch die Häuser, man fühlte sich nicht sicher bei dem vielen fremden Volk in der Stadt.

War die Lebenshaltung im ganzen einfach, so konnte man sich um so eher beim jährlichen Zunftessen einmal etwas gütlicher tun. Wie da alte Jugendbekanntschaften wieder aufgefrischt werden, nachdem reichliches Essen und Trinken die anfängliche Verlegenheit der unweltläufigen und steifen Kleinbürger besiegt hat, die vom Zufall bei Tisch nebeneinander gesetzt worden sind, wie da hinter den beschlagenen Fensterscheiben die Wogen der Fröhlichkeit immer höher gehen, bis sie in einem begeistert aufgenommenen Trommelvortrag eines halbvergessenen Schweizermarsches ihren Höhepunkt erreichen, das ist ein kleines Kabinettstück Meyer-Merianscher Erzählkunst und Frohlaune. Indessen muß man sich hüten, das aus Meyers Darstellungen geschöpfte Bild für vollständig zu halten, und es bleibt zu bedenken, daß er nicht allseitiger Kulturschilderer, sondern Idylliker und Volksschriftsteller ist und sein will und als solcher die Sonnseite betont und die Nachtseite uns sorglich verhüllt.

Und ein Burgerfest besonderer Art bildete ferner die alljährlich im September auf der Schützenmatte abgehaltene Musterung der Infanterie-Landwehr, womit alle zwei Jahre ein Gabenschießen verbunden war. Sie hieß allgemein der Familientag, weil sie bestandene Familienväter betraf und Frauen und Kinder in großer Zahl hinauslockte, die gar zu gerne die Preise im Gabentempel besahen, von den prächtigen bis herunter zum letzten, dem „Maikäfer". An der köstlichen Figur des Schuhmachermeisters Scheiblig, Großtrommelschlägers in der Landwehrmusik, wird von Meyer-Merian frisch und mit sonnigstem Humor gezeigt, welche Summe von Wonne und Aufregung dieser Tag für den Kleinbürgerstand barg, von den gewissenhaften und der Eitelkeit nicht baren Vorbereitungen an bis zur abendlichen Heimkehr. Die Montur kommt an die Plunderstange und wird unter gewaltigem Niesen ausgeklopft; der Meister putzt und scheuert eigenhändig, die Knöpfe mit Wienerkalk, die weißwollenen Litzen mit Pfeifenerde; etwas von Säbelregiment und Kriegsgeist fährt in den sonst so fügsamen Mann, und der Ärger über die vaterländische Geldverschwenderei bei der Frau wandelt sich leise in etwas wie Stolz auf den Mann in Uniform; das und noch vieles andere trägt den Stempel der Lebensechtheit. Daß sich Meyer hier ganz an die beobachtete Wirklichkeit gehalten, beweist die merkwürdige Übereinstimmung mit der farbigen und belebten Darstellung, die Jonas Breitenstein demselben Thema im dritten Gesange seines Epos „s'Vreneli us der Bluemmatt" angedeihen läßt. Diese so überaus gemütliche

und wenig kriegerische Haltung militärischer Dinge war nicht etwa ein von beiden Dichtern zufällig abkonterfeiter Einzelvorfall; die genaue historische Forschung hat die Richtigkeit dieses dichterischen Bildes in allen Teilen bestätigt (siehe Neujahrsblatt für 1912, S. 42 f.). Das ist die sympathische Seite der Harmlosigkeit, die Meyer so gerne vorführt. Als Arzt kannte er auch eine bedenklichere, die auf alle angepriesenen Mittel und Wunderdoktoren hereinfiel; ihr hat er im „Hausboten" den Spiegel vorgehalten, froh, wenn der Burger wenigstens nur zum Aderlassen ging, was u. a. lange Zeit ein Dr. med. Scherb am sog. Plätzlein in der Kronengasse besorgte (siehe Neujahrsbl. für 1915, S. 28).

Wie Theodor Storm hing Meyer an einem festlichen Begehen der Weihnacht mit Tannenbaum und Lichterglanz und Kinderbescherung. So hören wir von ihm auch das und jenes über ältere Hausbräuche. Festlicher Hauch geht schon von der Zubereitung der Basler Leckerli aus; der Kinderkreis schließt sich eng um die Mutter, wenn sie den Teig anmacht; die Haubenbänder muß sie öffnen; denn da muß tüchtig gerührt werden, soll es keine „Pflartsche" geben; zudem ist diese Anstrengung im kalten Winter gesund, sie ersetzt das so beliebte „Steisäckli" im Bett! Auf dem Windloch wird dann extra zum Backen angefeuert. Etwa wird der Christbaum am Weihnachtstage früh angesteckt; in einzelnen Kreisen spart man die Bescherung auf den Silvester. Ob so oder so, die Tische beugen sich noch nicht unter der Last teurer Geschenke, die Bescherung hängt womöglich am Baum; „Goldnüsse und Äpfel und Bilderbücher, das Zuckerwerk und Spielzeug bogen fast die Äste herunter, so vieles hing daran ..." und über den zwei größten untersten Ästen hält sich etwa mit den Armen eine angekleidete Puppe. Das kehrt in Gedichten, Erzählungen und Beschreibungen stets wieder und läßt auf eine reichlich genügsamere Generation schließen als die von heute. Die Kinder gehen um den Baum herum; tags darauf dürfen sie die Bescherung herunternehmen.

Noch manche Einzelheit an Sitten und Bräuchen ließe sich feststellen, an ausgestorbenen Ämtern, Amtsleuten und Befugnissen, von Rat und Obrigkeit bis zum Weibel und vom Gescheidsherrn und Kaufhausbestäter bis zum Trommler, Bläser und Sturmläuter bei einer Brunst; vom Burgerspaziergang und den stereotypen Städterfragen an die arbeitenden Landleute: „Macht's warm?" — „nit z'flyssig"! — „haut's es?"; vom Schulleben der Kinder und ihren Spielen, vom Händel der Steinlemer mit den Spalemern, von dem aufstrebenden Fabrikwesen und der Jagd nach Geld; von Vergnügungsorten in der Nähe der Stadt; dann von Erziehungssorgen und religiösem Leben im Hause; aber wie schon oben bemerkt, um von diesen Dingen eine Anschauung zu geben, müßte man ganze Seiten abschreiben. Vieles ist vom Gemütsleben der Stadt, sozusagen vom genius loci, in das „Tagesleben einer alten Stadt" hinein verwoben, wo mit Glück nach Art Hebelscher Personifikation jedem Wochentag gesucht wird, seine besondere Physiognomie abzugewinnen. Meyer-Merian gibt jene zwiespältige Zeit wieder, wo unter dem Einfluß einer einschneidenden Neuerung wie der Eisenbahn die Stadt einem Januskopfe gleicht, der hier mit Wehmut und Sehnsucht den fallenden Ringmauern nachschaut und dort frohlockend die Errungenschaften der Neuzeit durch die Breschen hereinziehen sieht. Und so zeichnet er auch die Menschen nebeneinander; wie die alte Stadtmauer zum Leidwesen der Besitzer die Gärtlein im Stadtgraben verschüttet, da spotten viele, „das graue Mauerwerk verstehe sich besser auf den Wind, der jetzt in der Welt draußen wehe, als ein fürsichtiger Ehren-Rath, der die liebe Stadt noch fortwährend hinter Wall und Graben glaube verwahren zu müssen!" Überall Entwicklung! Wo noch eben stilvoll und altmodisch versonnen das „verzauberte Haus" (der gleichnamigen Erzählung) gestanden hat, da erhebt sich alsbald eine geräuschvolle Fabrik. Und so stand wohl Meyer-Merian selber zwischen zwei Zeitaltern: mit dem Verstand und als nüchterner Mann des praktischen Lebens hieß er das tüchtige Neue willkommen; mit dem Herzen und als Dichter gehörte er der guten alten Zeit an. Als Dichter konnte er Justinus Kerner verstehen, der darüber klagte, daß mit der Eisenbahn die Poesie aus der Welt fliehe. Daß wir ein Recht haben zu dieser Annahme, beweist gerade Meyers gelegentliches, energisches und einseitiges

Eintreten für die neue Zeit und sein Warnen vor dem „achselzuckend oder augenverdrehend in die gute alte Zeit oder weiß Gott wohin in die Einöde sich flüchten." Als Sozialpolitiker, dem die gesunde Entwicklung von Land und Volk am Herzen lag, mußte er so sprechen, wie er 1853 in dem Aufsätzchen „Die gute alte Zeit und die schlechte neue" im Hausboten sprach; als idyllischer Dichter konnte er es mit dieser alten Zeit halten, wie ihm beliebte; das war sein gutes Recht. Und je mehr er in den Jahren vorrückte, die konservativer stimmen, desto lieber machte er davon Gebrauch. Das sind äußerliche und nur scheinbare Widersprüche; sie lösen und versöhnen sich in der reichen und kraftvollen Persönlichkeit.

Eine reine, reiche und kraftvolle Persönlichkeit, das ist denn auch der Gesamteindruck, der einem nach der Beschäftigung mit Meyer-Merians Schaffen zurückbleibt, eine Persönlichkeit, auf die das bekannte Wort in ganz seltener Weise zutreffend erscheint: Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem! An ihm kann man sehen, wie viel und wie wenig letzten Endes die biographische Forschung für das Verständnis des Dichters leistet, und wie der wahrste Mensch im Dichter eben in seinen Schöpfungen zu suchen ist; was die hundertfachen Hemmungen des Lebens und Charakters an Gutem nicht zu voller Verwirklichung kommen lassen, wozu der Mensch nur Ansätze und Keime in sich fühlt, das strömt er in seine Werke aus; sie sind die Verwirklichungen sehnsüchtiger Ziele. Meyer-Merian, im Leben rauh, derb, kurz angebunden, trocken, satirisch und drastisch im Ausdruck, der auf dem Sterbebette den Seinen bekennen mußte, ihnen nie ganz haben zeigen zu können, wie lieb er sie gehabt, hat in seine Werke all das gelegt an Liebe und zärtlichem Sinn, für das er in der rauhen Wirklichkeit nicht Ort noch Verwendung fand. Er war sich des Weichen, Zarten und Verwundbaren seines Innern bewußt und mußte es mit einer dornigen Hecke von Satire und barscher Trockenheit umgeben zum Schutze. In seinen Werken haben wir ihn unverhüllt. Sie waren einst, wie noch sein Freund Fr. Oser aus seiner Praxis heraus bestätigte, gerne und stark gelesen; sie sind es heute nicht mehr in dem Maße. Um so mehr hat die Pflicht, für Meyer-Merian einzutreten, wen er irgend einmal mit einer Seite bewegt, oder wem er ein köstliches Stündlein geschenkt hat. Er ist mehr als nur eine Lokalgröße, er darf füglich unter den selbständigen Volksschriftstellern im Gefolge Gotthelfs und unter den Idyllendichtern genannt werden, die nach Voß und Goethe kommen, so gut wie Usteri. Die Aufgaben und Probleme, die er in seinen Volkserzählungen zu lösen sich vornahm, sind heute noch zeitgemäß, und die Lösungen, die er dafür gefunden hat, noch der Beachtung wert. Und der Geist echter Frömmigkeit, frei von altem Getue und Wortgepränge, die solide Lebensauffassung, die Liebe zu Heimat und Vaterstadt und nicht zuletzt die heitere Verklärung der Kleinwelt der Großväterzeit lassen noch jetzt tüchtige Wirkungen auf empfängliche Gemüter erwarten; es schreitet im langen Zuge deutscher Dichter und Schriftsteller mancher durch die Jahrzehnte mit, der nach sittlichem und poetischem Werte viel mehr verdiente auf der Strecke zu bleiben. Die Nachwelt hat hier etwas gutzumachen. Auf Grund der gewonnenen Distanz und Überschau über die gesamte Tätigkeit, auch im Verhältnis zu Mitstrebenden und der zeitgenössischen Literaturentwicklung, kann Meyer-Merian jetzt der Platz angewiesen werden, der ihm rechtens gehört.

Mit seinem Hang zu Satire und Idyll, mit seinem trockenen Humor, mit seiner spröden Verschlossenheit und treuen Biederkeit, seiner Religiosität und seinen stark sozialen Trieben, kann Meyer-Merian seine Basler Herkunft nicht verleugnen; es ist vom Besten unserer Art in ihm. Mit andern Basler

Dichtern teilt er die unbedingte Verehrung für Goethe und Hebel; Goethescher Einfluß zeigt sich auch in der hochdeutschen Lyrik des im übrigen ganz selbständig abseits stehenden Mähly; Hagenbach hat Goethe wie Hebel persönlich aufgesucht; den Sinn für das Gelegenheitliche und Idyllische zeigt auch er stark; idyllisch beschaulicher Charakter wiegt auch bei R. Kelterborn vor, und in Ph. Hindermanns „Humor und Ernst" steigt das Stadtidyll noch eine Stufe tiefer in die Lokalpoesie des fast spezifisch Kleinbaslerischen hinab. Meyers Verwandtschaft reicht noch weiter. Schon Socin hat leise daran gerührt, daß die Vorliebe für das Kleinleben der Heimat, wie sie besonders stark der Basler Dichtung eigne, auch aus Widmanns und Spittelers Dichtungen noch hervorschimmere; warum er nicht mit einem Blick noch Kellers Seldwyler Zustände streift, ist nicht einzusehen; so mancher kleine Zug aus „Pankraz dem Schmoller" liegt in dieser Richtung. Und in den 1891 zuerst in Berlin erschienenen (und seither wieder in Liestal neu herausgegebenen) „Gemütlichen Geschichten" J. V. Widmanns, zwei Erzählungen aus dem alten Liestal, das dort Weidling an der Erpel genannt ist, würde Meyer selbst einen spätgeborenen Vetter seine Sippe begrüßen, wenn er sich auch sagen müßte, daß nach Reichtum der Phantasie, Glanz und Fülle der Darstellung und Dauerhaftigkeit des erzählerischen Atems ein Widmann ein mehreres vor ihm voraus habe. Und weiter reiht er sich als Zeichner- und Maler-Dichter jener kleinen Schar von Schweizern an, die von Salomon Geßner über David Heß und J. M. Usteri bis zu G. Keller reicht. Näher läge wohl bei der romantischen Freude Meyers am Altertümlichen der Gedanke an die heimeligen „Prospektenmaler" J. J. Neustück und L. Guise, und ein Blick in die zeichnerische Hinterlassenschaft zeigt, wie nahe er an den baslerischen Hogarth, den bekannten Satiriker Hieron. Heß herankommt, wenn er stadtbekannte Gestalten und Vorfälle sich und seinem nächsten Kreise zur Freude mit dem Stifte festhält, wenn auch seine Karikatur lange nicht so derb und plump lieblos ausfällt. Viel unmittelbarer jedoch drängt sich heute dem Gebildeten, der Meyer-Merians idyllische Gefühls- und Bilderwelt in sich aufgenommen hat, der Vergleich mit einem deutschen Maler auf, mit Karl Spitzweg, dem Verherrlicher der deutschen Kleinstaaterei und Kleinstädterei, dem Verklärer Altmünchens. Denn ein weiteres Publikum schätzt Spitzweg ja doch in erster Linie nach seinen humoristisch-gemütvollen Erzählerqualitäten und sieht in seinen Bildern zuerst das fesselnde Stoffliche, die Anekdote, das Genrehafte. Auch Spitzweg ist in jener kleinstädtischen Kaufmannssphäre aufgewachsen, in der sich Meyer-Merian mit soviel Sicherheit bewegt. Und wer von seinen Bildern zu Meyer kommt, oder nach dem Lesen von Meyers idyllischen Stücken über Spitzwegs Bilder gerät, der glaubt, bei allem Abstand in der Künstlerschaft, die Verwandtschaft mit Händen greifen zu können zwischen des Baslers Figurenschöpfungen und des Münchners Galerie origineller Gestalten.

Doch verlieren wir uns nicht zu weit in das Gebiet persönlicher Eindrücke! Wichtiger als Meyers Stellung in der Basler Dichtung ist diejenige in der allgemeindeutschen Literaturentwicklung. Im Dramatischen dilettantischer Epigone, wo es sich um das hohe Drama handelt, selbständiger kräftiger Darsteller, wo es mehr Volksschauspiel zu bieten gilt, zeigt er sich im Epischen als charaktervoller Nachahmer Hebels, Gotthelfs und Goethes. Ihr Einfluß auf Meyer war groß; er hat ihm aber seine Selbständigkeit nicht genommen, ihn im Gegenteil sein Eigenstes finden lassen.

Von Lyrik und Kalendergeschichte, wie sie im Zeichen Hebels stehen, und vom Idyll, wie es ohne Goethes Vorgang undenkbar ist, war oben die Rede. Auch schon von Gotthelf; das Verhältnis zu diesem bedarf aber besonderer Beleuchtung. „Ein Stück Bitzius" sei in Meyer gewesen, hob schon im Nekrolog der „Neuen Zürcher Zeitung" Biedermann hervor. Ein Stück nur, nicht bloß wegen des Begabungsunterschiedes, denn an Phantasie, Gestaltungskraft und Wucht steht Meyer weit hinter seinem Meister; auch sonst sind es bei Gleichheit der Ziele noch genug der Verschiedenheiten. Meyer ist nicht wie Gotthelf durch einen allgemeinen Tatendrang, der einen Ausweg suchte, zur Schriftstellerei gekommen; es ist nicht zu übersehen, daß bei ihm von Anfang an die verschiedensten Arten literarischer

Betätigung nebeneinander herliefen: durch Bildung anerzogene und durch Interesse geweckte, volkserzieherisch tendenziöse und eine kleine ureigene; eine synchronistische Zusammenstellung seiner Schriften ergibt dieses Resultat. Sodann verfügt Gotthelf über eine viel breitere Kenntnis seines Darstellungsobjektes als Meyer; wo dieser sich auf das Land begibt, unter die Arbeitermassen, in die höheren Stände, in die Stadtbevölkerung im großen, da schöpft er nicht so aus dem Vollen wie der Berner; der gebildete Herr Doktor steht er dem Volke viel ferner als der Pfarrer inmitten seiner Bauern; genau ist bei ihm nur die Milieukenntnis des untern Mittelstandes und der Dienstbotenwelt. Darum tritt er mit seinem Schreiben auch mehr an das Volk von außen heran, wo Gotthelf aus ihm heraus schafft. Und weil ureigenes Können und soziales Wollen in keinem richtigen Verhältnis zueinander stehen, haben sich bei ihm soziale Volksschriftstellerei und Dichtung nie ganz miteinander verschmolzen, hat nie ein völlig sauberer Ausgleich der Kräfte stattgefunden, konnte der Volksschriftsteller nie im Dichter völlig aufgehen. Man hat bei ihm in den großen Erzählungen etwa den Eindruck, er habe einer guten Tendenz zuliebe die Fabel zur Illustration darum herum erfunden. Im Hochhalten des Zieles ist er aber noch strenger gegen sich als Gotthelf: nie wird er um der Charakteristik willen in der Wahl der Mittel so derb wie der Berner, gewisse erotische Gebiete vermeidet er geflissentlich, allerdings auch auf Kosten der Lebensechtheit und Fülle. Gemein ist beiden bei den großen Werken der Ausgangspunkt: beide sind Volkserzieher. Beide wollen helfen, bessern, retten, aufklären, getrieben von lebendigem sozialem Verantwortlichkeitsgefühl; bei beiden ist nicht die dichterische Freude an der Erscheinungswelt, der künstlerische Trieb, die Welt um sich gewissermaßen poetisch zu erobern, das Primäre, beide erreichen oft die reinsten dichterischen (nicht allgemeinen) Wirkungen erst in kleinen Werken. Beide sind als Menschen nach außen derb und unterliegen mannigfacher Verkennung, nach innen leben sie ein Leben voller Heiterkeit. Jeder ist in seiner Weise eine überragende Persönlichkeit.

Außer Gotthelf hat Meyer, das ist anzunehmen, noch andere und ältere Volksschriftsteller schweizerischer Herkunft gekannt, wurde doch dieser Zweig der Literatur von jeher seit den Tagen der Joh. Kasp. Hirzel und Heinr. Pestalozzi in der Schweiz mit Eifer gepflegt. Das Beste aber hat er unstreitig aus seinem eigenen Innern heraufgeholt und in seinen idyllischen Stücken, in Versen und Prosa, gegeben. Hiemit, das heißt mit diesem kleinen Stück örtlich und zeitlich begrenzten Volkslebens, das teil hat an den großen Bewegungen der Zeit, vertritt Meyer-Merian eine Art Heimatkunst, lange bevor die Richtung literarische Mode wurde; er ist der Schilderer Basels zur Biedermeierzeit.

Meyer-Merian ist keine dichterische Größe ersten Ranges. Mit seinen Volksschriften hat er in die Breite gewirkt, mit seiner idyllischen Kleinkunst mehr in die Tiefe; und so hoch unter seinen unerreichten Vorbildern Hebel, Gotthelf und Goethe der zweite über dem ersten und der dritte über dem zweiten steht, so hoch erhebt sich Meyers Schriftstellerei über seine Mundartlyrik und seine Idyllenkunst über seine Volksschriftstellerei. Er ist keine Erscheinung, ohne die man sich die literarische Entwicklung der Dinge nicht denken könnte, aber er ist eine für Basels geistiges Leben charakteristische und im schweizerischen Literaturleben liebe und freundliche Erscheinunug und eine bleibend wertvolle Bekanntschaft. Und so mag denn ein Wort auf ihn und seine Bedeutung Anwendung finden, das sein geliebter Goethe sich einst in Verona vor den Gemälden eines bescheideneren, aber verdienten Meisters notierte:

„In der Entfernung erfährt man nur von den ersten Künstlern, und oft begnügt man sich mit ihren Namen; wenn man aber diesem Sternenhimmel näher tritt und die von der zweiten und dritten Größe nun auch zu flimmern anfangen und jeder auch als zum ganzen Sternbild gehörend hervortritt, dann wird die Welt weit und die Kunst reich."

Inhalt.

Seite

Einleitung.
Die Aufgabe 3

Leben.
Kindheit und Jugend 4
Studentenzeit 7
Arzt, Hausvater, Spitalmeister, Freund 12
Charakter. Letzte Jahre 20

Der Liederdichter 23

Der Dramatiker 28

Der Erzähler.
Die Romane 37
Der Kalendermann 47
Die epische Kleinkunst 49
Der Idyllendichter 53

Die Heimat in Meyer-Merians Werken 58

Charakteristik.
Schluß 63

3. Erzählungen und Darstellungen in bunter Reihenfolge.

*XLVII. 1869. (Meisner, Fr.) Schweizerische Feste im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert.
*XLVIII. 1870. (Wieland, Carl.) Die kriegerischen Ereignisse in der Schweiz von 1798—1799.
*XLIX. 1871. (Wieland, Carl.) Dasselbe. Zweiter Teil.
*L. 1872. (Vischer, W.) Eine Basler Bürger-Familie aus dem sechszehnten Jahrhundert.
*LI. 1873. (Vischer, W.) Das Karthäuser-Kloster und die Bürgerschaft von Basel.
*LII. 1874. (Heyne, M.) Über die mittelalterliche Sammlung zu Basel.
*LIII. 1875. (Stähelin, R.) Karl Rudolf Hagenbach.
*LIV. 1876. (Frey, Hans.) Die Staatsumwälzung des Kantons Basel im Jahre 1798.
*LV. 1877. (Frey, Hans.) Basel während der Helvetik 1798—1803.
*LVI. 1878. (Wieland, Carl.) Basel während der Vermittlungszeit 1803—1815.
*LVII. 1879. (Wieland, Carl.) Die vier Schweizerregimenter in Diensten Napoleons 1813—1814.
*LVIII. 1880. (Burckhardt, Albert.) Basel zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Erster Teil.
*LIX. 1881. (Burckhardt, Albert.) Dasselbe. Zweiter Teil.
*LX. 1882. (Bernoulli, August.) Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs.
*LXI. 1883. (Bernoulli, August.) Basel im Kriege mit Österreich. 1445—1449.
LXII. 1884. (Probst, Emanuel.) Bonifacius Amerbach.
*LXIII. 1885. (Boos, Heinrich.) Wie Basel die Landschaft erwarb.
LXIV. 1886. (Burckhardt, Achilles.) Hans Holbein.
LXV. 1887. (Burckhardt-Biedermann, Th.) Helvetien unter den Römern.
LXVI. 1888. (Birmann, M.) Die Einrichtungen deutscher Stämme auf dem Boden Helvetiens.
LXVII. 1889. (Trog, Hans.) Die Schweiz vom Tode Karls des Großen bis zum Ende des burgundischen Reichs.
LXVIII. 1890. (Burckhardt, Albert.) Die Schweiz unter den salischen Kaisern.
LXIX. 1891. (Bernoulli, August.) Die Entstehung des ewigen Bundes der Eidgenossen.
LXX. 1892. (Thommen, Rudolf.) Geschichte der Eidgenossenschaft bis zum Eintritt Luzerns in den Bund. 1291—1332.
LXXI. 1893. (Wackernagel, Rudolf.) Die Stadt Basel im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert.
LXXII. 1894. (Fäh, Franz.) Johann Rudolf Wettstein. Ein Zeit- und Lebensbild. (Zur Säkularerinnerung.) Erster Teil.
LXXIII. 1895. (Fäh, Franz.) Dasselbe. Zweiter Teil.
LXXIV. 1896. (Socin, Adolf.) Basler Mundart und Basler Dichter.
LXXV. 1897. (Huber, August.) Die Refugianten in Basel.
LXXVI. 1898. (Bernoulli, August.) Basels Anteil am Burgunderkriege. Erster Teil.
LXXVII. 1899. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Zweiter Teil.
LXXVIII. 1900. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Dritter Teil.
* LXXIX. 1901. (Burckhardt, Paul.) Basels Eintritt in den Schweizerbund. 1501.
LXXX. 1902. (Holzach, Ferdinand.) Die Basler in den Hugenottenkriegen.
LXXXI. 1903. (Buser, Hans.) Basel während der ersten Jahre der Mediation. 1803—1806.
* LXXXII. 1904. (Buser, Hans.) Basel in den Mediationsjahren. 1807—1813.
LXXXIII. 1905. (Vischer, Wilhelm.) Basel in der Zeit der Restauration 1814—1830. I. Die Jahre 1814 und 1815.
LXXXIV. 1906. (Vischer, Wilhelm.) Dasselbe II. Die Zeit von 1815—1830.
* LXXXV. 1907. (Bernoulli, August.) Basel in den Dreißigerwirren. Erster Teil.
LXXXVI. 1908. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Zweiter Teil.
LXXXVII. 1909. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Dritter Teil.
LXXXVIII. 1910. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Vierter Teil.
LXXXIX. 1911. (Vischer, Wilhelm.) Die Basler Universität seit ihrer Gründung.
LXXXX. 1912. (Burckhardt, Paul.) Die Geschichte der Stadt Basel von der Trennung des Kantons bis zur neuen Bundesverfassung. 1833—1848.
* LXXXXI. 1913. (Burckhardt, Paul.) Dasselbe. Zweiter Teil.
* LXXXXII. 1914. (Burckhardt, Paul.) Dasselbe. Dritter Teil.
LXXXXIII. 1915. (Barth, Paul.) Basler Bilder und Skizzen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.
LXXXXIV. 1916. (Schaub, Emil.) Aus dem Leben des Basler Kaufmanns im 18. Jahrhundert.
LXXXXV. 1917. (Burckhardt, August.) Basler in fremden Diensten.
LXXXXVI. 1918. (Kölner, Paul.) Die Basler Rheinschiffahrt.
LXXXXVII. 1919. (Burckhardt, August.) Bürgerschaft und Regiment im alten Basel.

Frühere Jahrgänge der Neujahrsblätter sind, soweit dieselben noch vorhanden, zu beziehen bei **Helbing & Lichtenhahn**, Buchhandlung, Freiestraße Nr. 40.